

5mal wöchl. Bezugspreis: f. September 2 M. W. auschl. Postgeb. Berechnung der Ausgaben nach Rent.-Markt. Preise: Die eingepaltene Beilage 10 S., f. Familien- u. Vereinsanz., Gesuche 20 S., Die Beilage 10 S., 1 M. Offsetgebühren für Selbstabholer 20 S., bei Ueberendung d. d. Post außerdem Portozuschlag. Preis f. d. Einzelnummer 10 Renten-Pfennig. Geschäftslicher Teil: Josef Bohmann, Dresden.

Im Falle höherer Gewalt erlischt jede Verpflichtung auf Lieferung sowie Erfüllung v. Ans.-Aufträgen u. Leistung v. Schadenersatz. Für unbetriebl. u. b. Fernfahr. übermittelte Anzeigen übernehmen wir keine Verantwortung. Unbetriebl. eingelangte u. mit Rückporto nicht verfehene Manuskripte werden nicht aufbewahrt. Sprechstunde der Redaktion 6 bis 8 Uhr nachmittags. Hauptverleger: Dr. Josef Wiberl, Dresden.

Sächsische Volkszeitung

Tageszeitung für christliche Politik und Kultur

Verlagsstelle der Sächsischen Volkszeitung und Druck und Verlag: Saxonia-Verlagsdruckerei GmbH, Dresden-N. 16, Schillingstraße 46, (Postamt 32722, Postfach 1677)

• Unterhaltung und Wissen • Die Welt der Frau • Das neue Leben •

Redaktion der Sächsischen Volkszeitung Dresden • St. 16, Schillingstraße 46, (Postamt 32722, Postfach 1677)

Kommunalpolitik

Wer ganz in Ideen lebt, dem mag die Einstellung auf greifbare Dinge, die heute das politische Leben beherrscht, schmerzhaft sein. Wer mit den Tatsachen rechnet, wird sich zwar keineswegs zu der altfalschlichen Auffassung bekehren, daß die materiellen Verhältnisse die Ideen bestimmen, er wird aber ruhig anerkennen, daß materielle und ideale Gesundheit sich gegenseitig bedingen. Nur sind die materiellen Dinge leichter zu fassen und zu beeinflussen als die Geister. Ein Neubau des politischen Lebens in Deutschland muß gerade von dem ausgehen, was als das Grundübel erscheint: Von der Beherrschung des politischen Denkens durch wirtschaftliche Erwägungen. Nicht durch Worte werden neue Kräfte geschaffen, sondern durch die praktische Zusammenarbeit vieler Menschen. Wir erleben es immer wieder, daß ein einzelner Mann emporgetragen wird im öffentlichen Leben der Nation, daß er als der Lenker und Gestalter der Geschichte seines Volkes erscheint — man braucht nur an Lenin, an MacDonald, an Mussolini zu denken. Und doch wäre die Gewalt dieses einen großen Namens unmöglich ohne die kleine Arbeit der vielen Namenlosen, die hinter ihm stehen und mit ganzer Hingabe für ihn eintreten. Wenn einmal ein großer neuer Gedanke offen vor aller Augen liegt, wenn er sich in der Person eines einzelnen befähigten Menschen ausdrückt, dann reißt er mit, dann folgen ihm um des äußeren Glanzes willen viele. Doch bis es dahin kommt, bis der Gedanke ans Licht dringt, muß unendlich viel Säge — und scheinbar zunächst verlorene Kleinarbeit geleistet werden.

Diese Tatsache enthält einen wundervollen Trost und eine große Verheißung gerade für alle Menschen, die auf einem Kampf und Haß gefüllten Boden wie dem des sächsischen Freistaates für eine christliche Politik eintreten. Denn Christentum heißt Verführung, heißt Nächstenliebe und selbstloser Dienst zum Nutzen der Allgemeinheit. Wieviel wertvolle Mühe ist hier scheinbar so völlig verlorengegangen. Wahrhaft heroisch muß beispielsweise jedem ohne Unterschied der Partei, der das lange Ringen des sächsischen Zentrums verfolgt, der Mut und die Ausdauer erscheinen, mit der die scheinbar von vornherein verlorenen Positionen in Sachsen immer wieder umkämpft worden sind. Bieleicht ist auch manchem bewährten Zentrumskämpfer oft der bange Zweifel gekommen, ob es denn noch Zweck habe, sich weiter zu mühen, ob denn nicht doch alles vergebens sei. Aber diese Zweifel haben keine Kraft gewinnen können neben dem Bewußtsein, daß Geduld, Mut und Arbeit alles in der Welt überwinden.

Was einmal groß werden soll, muß von kleinsten ausgehen. Nicht allein der Reichstag ist der Ort, an dem die wichtigsten Entscheidungen über Wohl und Wehe der Bevölkerung getroffen werden. Diese Entscheidung liegt tatsächlich bei den kleinsten Parlamenten unseres Systems, bei den Gemeinderäten in demselben Maße. Wer hat nicht schon beobachtet, daß bei Reichstags- und Landtagswahlen abgestimmt wurde nicht nach den politischen Vorgängen in Reich und Land, sondern nach den Verhältnissen in der einzelnen Gemeinde? Die Gemeinde ist für jeden Einzelnen von uns der Platz, auf dem Gott ihn gestellt hat. Die Kräfte des klügsten und reichsten Menschen sind begrenzt. Will er sie der Allgemeinheit zur Verfügung stellen, so kann er es zunächst nur, indem er den „Nächsten“ — im wortwörtlichen Sinne — dient. Wer seinem Volke dienen will, diene dem Nächsten in seinem Volke. Wer arbeiten will an der Erneuerung des politischen Lebens, weiche seiner Arbeit zunächst der kommunalen Politik.

Sicherheit und schöpferische Kraft des politischen Handelns bedürfen der Pflege. Die Übung in der politischen Arbeit, die für die Gemeinden zu leisten ist, bedeutet und wird bedeuten die beste Bildung für unsere politischen Talente. Wer sich hier bemüht, wird sich vielleicht auch vor größeren Aufgaben bewähren; wer hier scheitert, ist endgültig erledigt. Wonach beurteilt man denn heute die Fähigkeit eines Politikers? Leider nur zu oft nach seiner Beredsamkeit. Die berühmten Gänse des römischen Kapitols oder bilden das einzige Beispiel dafür, daß ein Staat durch lautstündendes Geschrei gerettet worden ist. Jeder wirkliche Politiker lebt in einer Tradition politischen Könnens und politischer Bildung. Es ist nicht sonderlich schwer zu erkennen, daß fast alles, was wir heute an wirklicher politischer Leistung haben, aus der großen politischen Tradition der alten deutschen Städte stammt, nachdem die bis in den großen Krieg hinein wichtige Tradition des deutschen Adels abgerissen ist. Eine sorgfältige Fortführung der heutigen politischen Formen wird unmöglich werden, wenn die zugrunde liegende Ueberlieferung, wenn die kunstvolle Kleinarbeit der kommunalen Verwaltung in Verfall gerät.

Die neue Gemeindeordnung, deren Bestimmungen gerade jetzt praktisch wirksam und in der Tragweite übersehbar werden, nimmt auf diese hohe Bedeutung der Kommunalpolitik Rücksicht. Sie setzt die Bewegung fort, die am Anfange des 19. Jahrhunderts begann und darauf hinausläuft, den Gemeinden ein möglichst hohes Maß von Selbstverwaltung zu geben. Diese städtische Freiheit ist die rechte Ergänzung des „föderalistischen“ Gedankens. Länder und Gemeinden sollen innerhalb des Reiches ein hohes Maß von Selbstbestimmung erhalten, um desto kräftiger dem Ganzen dienen zu können. Diese Regierungsform ist von echter deutscher Art, sie ist aber eben-

Schacht in London

Vor der Auflegung der Anleihe

London, 25. September.

Alle Vorbereitungen für den auf England fallenden Teil der 40-Millionen-Pfund-Anleihe für Deutschland sind beendet. Ueber die Auslegungsbedingungen schwanken noch die Angaben. In London spricht man von einem Zinse von 8 Prozent und einem Zinsfuß von 8 Prozent, wohingegen in New York von einem Zinsfuß von 7,5 Prozent, bei gleichem Ausgabekurs gesprochen wird. In London werden nicht weniger als 10 Millionen Pfund als Minimum und nicht mehr als 15 Millionen Pfund als Maximum aufgelegt werden.

Reichsbankpräsident Dr. Schacht weist in London und führt die Besprechungen, an denen unter anderem Norman, Angell und Morgan teilgenommen haben.

Wirtschaftsjahren

Die Aufwertungsfrage. — Lohnkämpfe.

Berlin, 25. September.

Die Verhandlungen des Aufwertungs Ausschusses sind gestern abend, ohne daß es zu einem Beschlusse gekommen wäre, auf heute vormittag vertagt worden. Der Reichsfinanzminister entwickelte einen Plan über die Art und Weise, wie den nachweisbar bedürftigen Besitzern von Kriegsanleihe auf sozialem Wege geholfen werden könne. Auf die Befreiung anderer Reichsanleihen bezieht sich der Plan nicht. Der Minister suchte im übrigen in ausführlichen zahlenmäßigen Darlegungen zu beweisen, daß es der Reichsfinanzverwaltung ganz unmöglich sei, eine Aufwertung oder auch nur eine geringfügige Verzinsung von Reichs- und Kriegsanleihen vorzunehmen.

Berlin, 25. September. Auf der heutigen Börse hat das Ergebnis des gestrigen Aufwertungs Ausschusses ein großes Angebot am Anleihemarkte hervorgerufen, und man rechnet in Börsenkreisen mit größeren Kursrückgängen für den heutigen Tag, obgleich das Publikum selbst seine Verkäufe erst am morgigen Tage wird tätigen können. Dem gegenüber ist das Geschäft in Effekten etwas lebhafter und die Kurse des Vortages werden in den heutigen Morgenstunden wiederum etwas überschritten; doch nimmt das Geschäft allzutrohen Umfang nicht an, da die Spekulation im Hinblick auf die zu erwartende Klärung der innerpolitischen Lage und auch die Vorgänge in Genf etwas zurückhaltender ist.

Berlin, 25. September. Die Eisenbahnorganisationen haben gestern abend beschlossen, die Lohnvereinbarungen mit dem Reichsverkehrsministerium zu kündigen. Es wurde weiter beschlossen, daß heute vormittag eine Deputation beim Reichsverkehrsminister Defer in dieser Frage vorstellig werden solle.

Bodum, 25. September. Nach Mitteilung der Gesamtbetriebsräte der deutschen Ruhrbergbau-Gesellschaft beschäftigt die Generaldirektion, in absehbarer Zeit weitere 4500 Bergarbeiter der südlichen Randzonen zu entlassen.

Die Furcht vor der deutschen Konkurrenz

Brüssel, 25. September. Nach der Rückkehr des Ministerpräsidenten Theunis aus einem Urlaub wird die Frage der Einführung der 20prozentigen Abgabe von der deutschen Einfuhr durch Belgien geprüft werden. Angesichts der Interessen, die bei den Handelsvertragsverhandlungen auf dem Spiele stehen, ist es im voraus fest, daß Belgien in dieser Angelegenheit dem Beispiel Frankreichs folgen werde.

London, 25. September. Ministerpräsident MacDonald empfing heute eine Abordnung der Baumwollindustrie von Lancashire, die ihm ihre Auffassung über die voraussichtliche nachteilige Wirkung der in einem deutsch-französischen Handelsvertrag zu erwartenden Zollreduzierungen zugunsten der Baumwollindustrie in Elsaß-Lothringen auf den englischen Baumwollhandel auseinandersetzte. Die Abordnung betonte, daß die englische Baumwollindustrie bisher bereits erheblich gelitten habe und erforderte die Regierung, alle Maßnahmen anzuwenden, um zu verhindern, daß die Industrie der ausländischen Konkurrenz gegenüber dauernd ins Hintertreffen gerate. Der Ministerpräsident wurde gebeten, bei den künftigen Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Deutschland darauf zu achten, daß der englischen Industrie günstige Bedingungen gewährt würden.

von echter christlicher Art, beste Verwirklichung des Apostelwortes: „So sind wir alle ein Leib, untereinander aber Glieder“.

Von all den „Volksbewegungen“, die heute über das Land hinbrausen, wird nicht viel übrig bleiben. Jedenfalls nur das, was von all den Worten innerhalb der Gemeinden zur Tat wird. Tausend kleine Anstrengungen vereint schaffen die große Bewegung.

So ist denn nichts bedeutungslos, was in kleinen und kleinsten Dingen auf den abgelegenen Bühnen der Gemeindeparlamente geleistet wird. Gewiß handelt es sich hier meist um die so viel verschrienen wirtschaftlichen Dinge. Alles aber kommt darauf an, in welchem Geiste diese Fragen gelöst werden. Ob der Gesichtskreis der Menschen, die entscheiden, auf enge Interessen begrenzt, oder auf das Ganze eingestellt ist. All diese Leistungen sind wie Quellwasser, das im Verborgenen aus tausend Richtungen zusammenströmt, um endlich einmal den Strom zu bilden. Diese Übung, diese Erfahrung wird jedem Einzelnen, wird allen Ständen zeigen, daß es mit der Einstel-

Der Weg nach Genf

Die nächsten Schritte.

Berlin, 25. September.

Aus dem Kabinettsbeschlusse vom Dienstag geht klar hervor, daß die deutsche Regierung den Antrag auf Ausnahme in den Völkerbund diplomatisch vorzubereiten entschlossen ist. Sondierungen haben ja in den letzten Wochen wiederholt, vor allem zwischen Berlin, London und Paris stattgefunden, aber nicht zu dem gewünschten Resultat geführt. Nachdem nun die volle Bereitschaft Deutschlands offiziell vor aller Welt dokumentiert worden ist, und zugleich die einleitenden Schritte auch angezeigt worden sind, wird naturgemäß das Auswärtige Amt mit erhöhtem Nachdruck zu arbeiten haben. Es handelt sich jetzt darum, die Möglichkeiten für den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund festzustellen.

Dies soll auf dem Wege eines Memorandums geschehen, das den zehn im Völkerbund vertretenen Staaten überreicht werden soll. Im Völkerbundrat muß bekanntlich entgegen der Völkerbundsversammlung Einstimmigkeit über die Beschlüsse herrschen. Zinsen die in dem Memorandum von Deutschland aufgeworfenen Fragen (es handelt sich um die schon häufiger erwähnten Punkte) die Zustimmung des Völkerbundsrates, dann steht einem Antragseingabe deutscherseits nichts mehr entgegen.

Aus der Mission Rankens geht ja zweifellos hervor, daß ein großer Teil der Mitgliedsstaaten des Völkerbundes die deutschen Voraussetzungen und Forderungen als berechtigt anerkennt und ihnen auch Rechnung tragen will. Ob aber diese Gruppe die Mehrheit und die Machtbefugnisse hat, um Deutschland den Sitz einzunehmen, der ihm gebührt, das läßt sich zur Zeit noch nicht beurteilen. Frankreich mit seinen Anhängern, vor allem den neugründerischen kleinen Staaten, bildet jedenfalls ein oder vielmehr das hemmende Element, und es kann sich schwer entscheiden, Deutschland die volle Gleichberechtigung zuzuerkennen. Es liegt das zum Teil daran, daß die Rechtsmittel, die sich Frankreich auf Grund seines Machtbewußtseins in der Nachkriegszeit zum Teil erzwungen hat, doch nicht auf so unerschütterlichem Fundament stehen, daß es nicht befürchten muß, daß diese seine Rechte im einen oder anderen Falle, oder vielleicht auch in vielen Fällen stark geschmälert werden. Ein gleichberechtigter Sitz Deutschlands im Völkerbund würde naturgemäß die französische Position stark schwächen. Deshalb auch dieser Widerstand. Es klingt ja belohnend etwas grotesk, wenn sich die französische Regierung immer und immer wieder darauf beruft, daß sie gegen den Eintritt Deutschlands nichts einzuwenden habe unter der Voraussetzung, daß Deutschland dieselben Bedingungen erhalte, die allen anderen Mitgliedern des Völkerbunds zur Pflicht gemacht sind und vor allem keine Vorrechte und Ausnahmestellungen fordere. Das klingt grotesk, weil die Voraussetzungen, die den Völkerbund ins Leben gerufen haben, ihm doch Satzungen sozusagen aufzudrücken haben, die lediglich ihre Interessen vertretend, nachdem sie sich, das muß noch besonders unterstrichen werden, selbst die Sitze im Völkerbundrat garantiert und zugesprochen hatten, die sie jetzt als „Sonderrecht Deutschlands“ zu bezeichnen befehlen. Daß wir hier nicht zuviel sagen, wenn wir davon sprechen, daß der Völkerbund, besonders der Völkerbundsrat bisher lediglich den einseitigen Interessen der Siegergroßmächte diene, wird doch am besten eine gewisse sogenannte Völkerbundsmäßigkeit einer Reihe von Mitgliedern, die schon seit Jahrzehnten beglückte Anhänger eines Völkerbundes waren. Man nehme nur als Beispiel die Schweiz und die nordischen Staaten, wie überhaupt alle kleinen neutralen Mächte, die sich vom Völkerbund wirtschaftliche Wahrung der allgemeinen Interessen der Völker und volle Gleichberechtigung aller Nationen versprochen. Die Zeit und die Geschichte mit ihr werden auch hier über die einseitigen Interessen der Siegergroßmächte hinweggehen. Deshalb brauchen wir uns mit unserem Eintritt nicht zu überstürzen und dürfen es nicht im Interesse unserer Großmachtstellung. Hat man uns wirklich so notwendig, wie es in den letzten Monaten der Fall zu sein schien, — und tatsächlich ist ein Völkerbund ohne Amerika, Deutschland und Rußland ein Un Ding — nun gut, wir sind zur Mitarbeit vollaus bereit, natürlich unter der gegebenen Voraussetzung der Gleichberechtigung. Es ist nun an England und Frankreich vor allem, diese ersten und Hauptbedingungen zu erfüllen und so unseren baldigen Eintritt zu ermöglichen.

lung auf das Sonderinteresse nicht geht. Daß jeder zum Nutzen der Allgemeinheit opfern und dienen muß.

Diese kommunale Arbeit wird auch das Leben aller politischen Parteien erneuern. Reichs- und Landesdinge stehen nur bei Wahlen auf der Tagesordnung, kommunale Fragen aber sind täglich aktuell. Eine Wählerschaft, die auf Gemeindefragen eingestellt ist, wird nicht politisch gleichgültig, gerade weil diese Gemeindefragen wirtschaftlich jeden täglich in Mitleidenenschaft ziehen. — Die Sächsische Zentrumsparterie hat in richtiger Erkenntnis dieser Entwicklung schon vor Jahren eine „kommunalpolitische Vereinigung“ der Zentrumsvertreter in den sächsischen Gemeindeparlamenten gebildet. Diese Vereinigung ist der großen Vereinigung aller auf dem Boden der Zentrumsparterie stehenden kommunalpolitischen Angehörigen, die ihren Sitz in Rölln (Vetter Dr. H. Selmer, Rubenstraße 11) hat. Die Kölner Zentrale gibt die „kommunalpolitischen Blätter“ heraus, die in fortlaufender Berichterstattung über die aktuellen Einzelfragen der Kommunalpolitik

Tagesneuigkeiten

3. A 3 unterwegs

Stuttgart, 25. September. (Drahtbericht.) Das Luftschiff 3. A. 3 hat um 10,30 Uhr Sigmaringen, 10,55 Uhr Tübingen, 11,20 Uhr Pforzheim, 11,32 Uhr Bruchsal in sehr rascher Fahrt passiert.

Sowohl bei der großen Probefahrt als auch bei der Ueberführungsfahrt nach Amerika wird die Weiterberatung des Zeppelinluftschiffes durch die Deutsche Seewarte durchgeführt werden. Diese wird dem Luftschiff viermal täglich funktentelegraphische Wetterausrichten und Wettermeldungen über die Hauptstationen Eilbese übermitteln. Das Luftschiff gibt feinerseits der Seewarte viermal am Tage seinen Standort und seine Wetterbeobachtungen über die Funkstation Norddeich an.

80 Gebäude niedergebrannt

Schnelldampf, 25. September. Ein in einer Scheune im Dorfe Hölzig (Kr. Schönbach) ausgebrochener Feuer griff infolge Sturmes so schnell um sich, daß an 80 Gebäude mit 80 Gebäuden niedergebrannt. Viel Vieh ist verbrannt; die gesamte Ernte in den Scheunen ist vernichtet. Das Dorf ist zu drei Vierteln eingedürrt, 200 Personen sind obdachlos.

† Explosion in Dessau. Gestern explodierte im Tetraflinwerk in Medleben ein Wasserstoffsturm, wobei zwei Personen schwer und einige leicht verletzt wurden.

† Nord lost seinen Fuß. Nach der D. Z. hat Henry Nord von der Stadtverwaltung Halle Gelände erworben, um dort eine Autohalle zu errichten.

† 10 000 Menschen obdachlos. Infolge des Erdbebens in der Türkei sind 10 000 Menschen obdachlos und den Umbrühen der Witterung ausgesetzt. Die Regierung hat sich entschlossen, 150 000 türkische Pfund als erste Hilfe für die Notleidenden zu spenden.

† Ein französischer Dampfer in die Luft gelassen. Zwischen Le Havre und Southampton ist ein mit Schickbaumwolle, Paraffin und Petroleum beladener Dampfer in die Luft geflogen. Die Flammen schlugen 20 bis 30 Meter hoch. Das Schiff war in weniger als vier Minuten vollständig vernichtet. Die Mannschaft wurde von dem deutschen Dampfer Cirha gerettet und in Portsmouth gelandet.

† Schluß der Wemden-Ausstellung. Das englische Kabinett hat beschlossen, daß die Reichsausstellung in Wemden, soweit es sich um Unternehmen handelt, die auf englischen Regierungsgarantien beruhen, am 1. November d. J. zu Ende gehen muß. Wenn die Aussteller und die Kolonien unter sich genügend Mittel aufbringen, um eine Wiedereröffnung der Ausstellung im nächsten Jahre zu ermöglichen, so wird die Regierung einem derartigen Plan keine Schwierigkeiten bereiten. Ansonsten wird finanzielle Unterstützung von Seiten der Regierung kommen aber in Zukunft hierfür nicht mehr in Betracht.

† Entdeckung eines Betrages beim Hauptzollamt. Bei dem Hauptzollamt Neukölln ist ein großer Betrag aufgedeckt worden, durch den das Reich um etwa 3 1/2 Millionen Goldmark geschädigt worden ist. Der Inhaber einer chemischen Fabrik in Neukölln Dr. Kopp hatte zwei Beamte des Hauptzollamtes durch Bestechung bewogen, Jahre hindurch statt verfallenen Braunkohle unvollständigen zu liefern. Dr. Kopp ist flüchtig. Der Oberzollinspektor Ouehl vom Hauptzollamt ist auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft verhaftet worden.

† Schweres Bergwerkunglück. Auf der Zeche „Mitschaut“ des Tiefbauschachtes „Giesberts“ bei Baropp ereignete sich ein schwerer Unglücksfall. Mehrere Bergleute benutzten zur Fahrt nach der Arbeitsstätte verbotsmäßig den zur Kohlenförderung dienenden Förderkorb, auf dessen Dach sie sich stellten. Während der Fahrt stürzte aus der Schachttürmung ein schwerer Block auf die Bergleute. Zwei wurden getötet und zwei verletzt.

† Tanziger Welle. In Anbetracht der bevorstehenden Tanziger Welle haben die Behörden beschlossen, die Oberpräsident Herzberg sowie mit dem 1. Oktober d. J. aufzuheben. — Der direkte D-Zugverkehr Berlin-Tanzig wird wieder aufgenommen. Der erste Zug D 13 verläßt Berlin am 25. September 10,35 abends, der erste Gegenzug verläßt Danzig am 26. September, 8,10 Uhr abends. Die Züge sind mit zwei Schlafwagen ausgestattet und können von Reisenden mit omnibuskem Stuhl benutzt werden. Die Einlegung dieser Züge erstreckt sich auf die Zeit vom 25. September bis 7. Oktober, so daß der letzte Zug am 7. Oktober, 8,10 Uhr abends, Tanzig verläßt. — Die Welleleitung hat für die Welle der Welt aus Deutschland ein besonderes Merkblatt mit den Einzel- und Einzelbestimmungen zur Fahrt nach Tanzig herausgegeben, das auf Wunsch vom Reiseamt verlangt wird. — Das Merkblatt enthält auch ein Verzeichnis der polnischen Konsulate, die vom polnischen Außenministerium Aufweisung erhalten haben, allen Reisenden zur Tanziger Welle die Rückgebühren um 50 Prozent zu ermäßigen.

† Einführung des Taylor-Systems in mitteldeutschen Braunkohlenwerken. Wie die hiesigen Nachrichten melden, sind in einigen Braunkohlenbetrieben Mitteldeutschlands inter-

Unwetter über der Ostsee

Große Schäden in Skandinavien

Ein Orkan, der über ganz Skandinavien hingegangen ist, hat in den finnischen Küstengebieten große Verheerungen verursacht. Seit 100 Jahren hat das Wasser in den finnischen Häfen nicht so hoch gestanden wie jetzt. Aus Wiborg kommen Unglücksmeldungen. Menschen und Vieh ertranken. Telefon und Telegraph, Eisenbahnlinien sind zerstört. Aus Schweden wird gemeldet, daß der hohe Wasserstand des Venere ganz unübersehbaren Schaden angerichtet hat. Ein 4000 Meter langer Wall, dem man zum Schutz errichtet hatte, wurde durchbrochen. Aus Schweden, Norwegen und Dänemark meldet man gestrandete Schiffe. Mite erfahrene Schiffer behaupten, niemals einen solchen Sturm erlebt zu haben. Ueberall treiben Schiffstrümmer.

Moskau, 25. September. Petersburg erlebte eine Ueberschwemmung in noch nie dagewesener Ausmaße. Infolge des seit einigen Tagen ununterbrochen wütenden Sturmes liegt das Wasser der Newa um 10 Fuß über den gewöhnlichen Stand, überflutete die Ufer der Wasserklosetzkanäle und riefte sich gegen das Newski-Prospekt (innere Stadt). Ueberall wurden sofort Rettungsarbeiten durch Abteilungen der roten Armee und durch freiwillige Abteilungen aufgenommen. Der Straßenbahnbetrieb wurde eingestellt. Der Fußgängerverkehr wurde im größten Teil

der Stadt unmöglich. Menschenopfer sind nicht gemeldet. Gegen 11 Uhr abends ließ der Wind nach, so daß das Wasser schnell fiel. In den überfluteten Städtchen konnten die Fußgänger und Wagenverkehr wieder aufgenommen werden. Die Elektrizitätsversorgung und der Telefonverkehr sind noch außer Betrieb.

Zwei deutsche Dampfer untergegangen?

Aus Kopenhagen wird berichtet, daß der deutsche Dampfer „Therese“ aus Hensburg mit 20 Personen an Bord in der Nordsee untergegangen sei. Die Leiche des Kapitäns und seiner Frau sowie zweier Matrosen wurden an Land getrieben. Eine zweite Meldung aus Esbjerg besagt, daß in den letzten Tagen an der schwedischen Küste sechs Leichen ans Land getrieben wurden, die sich nicht mit Sicherheit identifizieren ließen. Man glaubt jedoch die Leichen des Kapitäns des deutschen Dampfers „Therese“ und seiner Frau erkannt zu haben. Die Therese ist als vermisst gemeldet. Das Schiff ist anscheinend bei dem letzten Orkan mit Mann und Maus untergegangen. Es wird angenommen, daß ein Teil der übrigen angeschwemmten Toten zur Besatzung des Hensburger Dampfers „Therese“ gehört, über dessen Schicksal gleichfalls nichts bekannt ist. Also liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß zwei Dampfer untergegangen sind.

effiziente Versuche mit betriebsorganisatorischen, sich an Gesichtspunkte des Taylor-Systems anlehnenden Verbesserungen gemacht worden, die heute, wo die Rentabilität der Produktion zu einer Hauptforderung des Tages wird, eine eingehende Auswertung von Arbeit, Zeit und Betriebskosten bedeuten. Die Versuche sollen sich bemühen haben. Nach einem besonderen System der Leistungsrechnungen sind die Arbeitslöhne dabei ganz erheblich verbessert worden. Es eröffnen sich mit diesen, noch in den Anfängen stehenden Maßnahmen neue Perspektiven für den rationellen Abbau der Braunkohle.

Zentralverband der Invaliden und Witwen Deutschlands

Dresden, 25. September. In der Sitzung des Zentralverbandes der Invaliden und Witwen Deutschlands bemerkte u. a. der Reichsvertreter Ministerialrat Dr. Wölz, daß die Gemeindevorstände und die Landtage vielmehr zu positiver Fürsorge heranzuziehen seien, da die Finanzverhältnisse der Städte relativ besser seien, als die des Reiches. Die Stadt- und Landesfürsorgeämter hätten die technische, kritische Kleinarbeit zu leisten, die Einzelfälle zu prüfen und die Ergebnisse dem Reichsarbeitsministerium als Basis für künftige Gesetze vorzulegen. Mit der Umänderung des Namens „Armenamt“ in „Fürsorgeamt“ sei nichts getan. Der Geist der Bürokratie müsse zuerst geändert werden, aber nicht die Form. Betrüblich sei es, daß ein kleiner emporkommener, aber wirtschaftlich sehr harter Kreis ein Gefühl für die Not der breiteren Massen des Volkes nie gehabt hätte und auch jetzt nicht zeige. Reichstagsabgeordneter Karsten bemerkte, daß der Zentralverband, falls ihm das mit den nötigen verwaltungsmäßigen Kenntnissen versehene Personal zur Verfügung gestellt werde, selbst einen Gesetzentwurf der Regierung vorlegen würde. Bis dahin verlange aber die Organisation die Berechnung der Fürsorgeämter nicht nach Richtschnur, sondern nach den Mindestbedürfnissen eines ungeschulten Arbeiters. Nach der Erledigung innerorganisatorischer Fragen schloß der Verbandstag.

Verammlung der Linksparteien in Schirgiswalde

Schirgiswalde, 25. September.

Am Dienstag fand im Saale des Erdgerichts in Schirgiswalde eine Einwohnerversammlung statt, die von etwa 600 Personen besucht war, deren Vertreter aus Schirgiswalde der links stehenden Parteien bestanden. Diese Versammlung beschäftigte sich mit der kürzlich durch die Stadtverordnetenversammlung vorgenommene Abberufung des Bürgermeisters. In einem einleitenden Vortrage schilderte Herr Heßlein seine Stellung in Schirgiswalde und die entsetzlichen Schwierigkeiten. Er sei im Oktober 1922 mit dem besten Willen nach Schirgiswalde gekommen und habe damals auch versprochen, in seinen amtlichen Beziehungen über den Konflikt zwischen den Parteien hinweg zu helfen. Die Schwierigkeiten aber hätten ihn gequält, seine Kräfte seien zu erschöpfen. Bei seinen eigenen Bemühen war der fröhliche Witz, daß das Gerichtsverfahren so aussehe, daß er bei ihm zuzuhörenden Schatzes bräutet würde, käme es aber anders, dann hätte die Stadt noch insgesamt 31 000 Goldmark an ihn zu zahlen, da er dann bis 1928 das volle Gehalt, und bis 1932 die Hälfte des Gehaltes zu beanspruchen hätte. Die Ansprache war teilweise außerordentlich lebhaft. Dr. Paul Dittich erinnerte als geborener Schirgiswalder an den freund-

lichen, ruhigen und strebsamen Charakter der Bevölkerung seiner Vaterstadt, der leider durch den jüngsten Konflikt schämen gelitten worden sei. Er hat, die Ansprache in sachliche, ruhige Bahnen lenken, und alles Persönliche auszuschließen. Man solle doch das Wesen der Stadt nicht unnötig schädigen. — Stadtbürgermeister erklärte, die Abberufung des Bürgermeisters sei als Probe gegen das aufzufassen, was vorgekommen sei. Die Stadt hätte beratung finanzielle Verluste erlitten, daß es ihr nicht möglich sei, das Wohnungsbauprogramm im nächsten Jahre durchzuführen. Herr Oswald Dittich machte die Sache des abberufenen Bürgermeisters dadurch zu verwickeln, daß er erklärte, die sieben Stadtverordneten, die Heßlein abgesetzt hätten, wären große Brummochsen gewesen. Herr Petrich erklärte, daß es sehr seltsam sei, daß einem friedlichen Willkürer wie Herr 6000 Mark gegeben worden seien, um ein Unternehmen zu leiten, das 6000 Mark Aktien und 63 000 Mark Passiva sowie einen Kredit von 10 000 Mark besaß. Die Ansprache war damit beendet. Herr Siebenhühner beantragte, Herrn Heßlein das Vertrauen auszusprechen. Zwar wurde abgelehnt, daß ein Bewohner von Schirgiswalde bitten möchte, doch ließ sich keineswegs überbieten, so daß die Bitte erfüllt worden war. Zahlreiche Hände hoben sich, die Heßlein an der Abberufung nicht trüben. — In einem Schlußwort wandte sich Herr Heßlein gegen die Teilnahmslosigkeit und bemerkte: Wenn er jemals ein gutes Gewissen hätte, so sei dies in der Sache Elzas der Fall. Er fordere Gerechtigkeit, weiter nichts.

Am Freitagabend findet gleichfalls im Erdgericht eine Versammlung der bürgerlichen Parteien statt, die in der Angelegenheit gegen Heßlein Stellung nehmen wollen. Man wird die Ergebnisse dieser Versammlung abwarten müssen, um ein klares Bild über die ganze Sachlage zu gewinnen.

In die Reaktion des Berliner Tageblattes hat der Landesvorsitzende der Schirgiswalder Zentrumspartei folgende Schreiben gerichtet: „In der Freitagabendgabe vom 19. September Ihrer achtbaren Zeitung bringen Sie unter der Überschrift: „Bürgermeister Heßlein abgesetzt“ ein Streich reaktionärer Zentrumskräfte“ eine Notiz, die in den wissenschaftlichen Kreisen unrichtig ist. Herr Heßlein ist von den letzten Reichstagswahlen offiziell aus der Zentrumspartei ausgeschieden. Er befindet sich seit dieser Zeit zur Christlich-sozialen Volksgemeinschaft, deren Spitzenfunktionär er auf der Reichsliste gewesen ist. Herr Heßlein ist mitnichten wieder Zentrumsmann, noch Führer des Schirgiswalder Zentrums. — Nur die Abberufung des Herrn Heßlein waren, soweit mir bekannt, im übrigen keine politischen Motive maßgebend, insbesondere nicht die, die Ihre Notiz unterstellt, sondern Vorgänge in der Gemeindevorstandung, insbesondere Vorgänge bei der Verwaltung der Girokasse, die ihrerseits wieder mit dem Fall Elzas zusammenhängen.“

hotel
Fürstenhof - Leipzig
hotel der Leipzig besuchenden Katholiken
Alle Zimmer mit Kalt- und Warmwasser
30 Bäder Preise mäßig Konferenzsäle

Kirchliches

Aus Rom wird gemeldet: Der Titularbischof von Tenna und Rektor der katholischen Universität von Buenos Aires, Dr. Andueza, hat kürzlich von St. Vater zum Apostol-Administrator von Südamerika ernannt wurde, hat dem St. Vater Dank und Annahme für diesen ehrenvollen Auftrag erklärt. — Die Päpste Pius IX., Leo XIII., Pius X. und Benedikt XV. haben sich alle mit dem Gesandten befaßt, das berühmte, bei der lateranesischen Basilika in Rom gelegene Heiligtum der Santa Santa in noch würdevoller Weise wieder herzurichten und eine neue Kirche zu erbauen, welche die besonders kostbaren Reliquien, die dort aufbewahrt werden, bergen sollte. Ueber den Status der St. Tressa aus dem Prioratium des Pilatus befinden sich in der Kapelle Santa Sancherom u. a. das berühmte Salvatorbild und viele Heiligenseligkeiten. Augenblicklich leidet der Gedanke der Errichtung einer neuen Kirche der Verwirklichung näher zu kommen, dank des Eifers der Passionistenpatres und der moralischen und materiellen Hilfe Paps Pius XI. Der St. Vater hat an den Superior der Passionisten ein Schreiben gerichtet, in dem er ihnen für ihre Pläne eine großzügige Spende zugewendet hat. Außer dem Papste hat auch Kardinal Gasparri einen Brief geschickt, in welchem ebenfalls die Wünsche ermuntert werden, an dem lobenswerten Werke tatkräftig mitzuwirken. Wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands und Österreichs ist die römische Kapelle Santa Sancherom und ihr Schatz durch die Monographie des Prof. Hartmann Weiser S. J. (Zusatzdruck) bekannt geworden.

Die Apostolische Visitation in Indien

Erzbischof Augustin Depicier aus dem Serenissima, der am 24. Mai zum Apostolischen Visitationer unter der Propaganda Regierung indischen Missionen ernannt wurde, hat seine Tätigkeit begonnen. Wichtige Probleme harrten der Lösung. Wie nennen die doppelte Jurisdiktion in mehreren Bistümern, ein Ueberbleibsel des alten portugiesischen Patronatsrechts, das die Entfaltung der Mission auf Schritt und Tritt hemmt. Ferner bereitet die Frage der Altkonkordation, der Anpassung an die indische Gesellschaft und eigenartige Umwelt, in Indien größere Schwierigkeit als in anderen Ländern. Eng damit verknüpft sind die Fragen des einheimischen Klerus und Episkopats, sowie das Problem der Kaste; erst jünger hat in

Trifftschinowoli einig sich getränkt fühlende Kaste ihrem Bischof den Gehorsam verweigert. Endlich dürfte auch die Zurückberufung verbannter deutscher Missionare in Erwägung gezogen werden. Wohl läuft die Ausschlußfrist erst 1926 ab, da die längst gemeldete Verfügung der britischen Regierung, wonach die deutschen Missionare von den übrigen Ausländern gleichzustellen sind, sich nur auf Kolonien, Kanadagebiete und Protektorate, also nicht auf Indien, bezieht. Aber in Einzelheiten erwartet man jetzt schon größeres Entgegenkommen seitens der Regierung. Und was soll nach zwei Jahren geschehen? Man spricht in Indien davon, daß ein großes Gebiet des früheren deutschen Missions wieder zurückgegeben wird.

Werthätige Hilfe

Im „Antenblatt des Bistums Limburg“ (Nr. 8 vom 4. September) weist der Hochw. Bischof Augustinus in einer dankenswerten Verordnung auf die Notwendigkeit der Unterstützung unserer ehemaligen Krieger hin und zeigt durch Anordnung einer Kollekte den Weg praktischer Hilfe.

„Zur Zeit werden allenthalben Denkmäler zum Gedächtnis unserer im Weltkrieg Gefallenen errichtet, auch ist vor einiger Zeit eine Sammlung zur Errichtung eines Nationaldenkmals für unsere gefallenen Krieger angeregt worden. Ich habe dagegen nicht das mindeste einzuwenden, begrüße vielmehr jede Ehrung unserer toten Helden. Allein auch der Lebenden Krieger muß man gedenken und ihnen Denkmäler setzen, die wertvoller und dauerhafter sind als die von Stein und Erz, und die eine wunderbare Kraft haben, Bitterkeit und Zorn aus den Seelen zu entfernen und die Menschen der verschiedenen Klassen einander näher zu bringen, miteinander zu versöhnen und in Liebe mit einander zu vereinen. Ich meine jene Denkmäler dankbarer Liebe, die man in den Herzen der Notleidenden errichtet, indem man ihre Not zu lindern sich bemüht. Zu diesem Behufe ordne ich hierdurch eine Kollekte für die bedürftigen Kriegsbekämpften und Invaliden sowie die Kriegerwitwen und -waisen an. Dieselbe soll in allen Kirchen und Kapellen mit eigenem Gottesdienste am Sonntag, den 16. November, abgehalten werden, und in den

Zust du etwas für die katholische Presse?

einzelnen Gemeinden durch die Rektoren der Gotteshäuser verteilt werden.“

Mit Dankbarkeit werden alle Kriegsbekämpften, Kriegerwitwen und -waisen diesen Schritt begrüßen. Möge die hochherzige und von sozialem Weltbild zeugende Verordnung einen vollen Erfolg haben und der Anfang sein einer tatkräftigen Disziplinierung für unsere Kriegsbekämpften und -hinterbliebenen.

X Von den Hochschulen. Auf dem Lehrstuhl für Dampf- und Schiffsturbinen, Propeller und Strömungsphysik an der Technischen Hochschule Danzig ist nach dem Tode des o. Professors Dr.-Ing. Röttinger Dr.-Ing. Gustav Flügel-Berlin zum 1. November dieses Jahres berufen worden. — Der Privatdozent und erste Assistent am Pharmakologischen Institut der Universität Würzburg Dr. med. et phil. Konrad Schübel ist als Nachfolger von Professor R. Heintz vom 1. Oktober 1924 an zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor für Pharmakologie und Vorstand des Pharmakologischen Instituts an der Universität Erlangen ernannt worden. — Der Assistent an der Wiener Technischen Hochschule Dr. Techn. Friedrich Jotter ist zum außerordentlichen Professor der Baukunst an der Technischen Hochschule in Graz ernannt worden. — Der mit dem Titel eines ordentlichen Professors beehrte außerordentliche Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien Dr. Emmerich Jägerbauer ist zum ordentlichen Professor für Obst- und Gartenbau an dieser Hochschule ernannt worden. — Der außerordentliche Professor an der Montanistischen Hochschule in Leoben (Steiermark) Dr. Heinrich Vrell ist ad personam zum ordentlichen Professor der Physik ebenfalls ernannt worden. — Der ordentliche Professor der postfischen Geographie an der Universität Genf William Kofler ist im 63. Lebensjahre gestorben. Kofler war Verfasser mehrerer Lehrbücher über Schweizer Geographie und Geschichte. Von 1906 bis 1908 war er Genfer Staatsrat und stand der Unterrichtsverwaltung vor. — Der bekannte Göttinger Nationalökonom Geheimer Rat Professor Dr. Karl Oldenberg beghet am 23. dieses Monats seinen 60. Geburtstag. Er ist ein geborener Berliner, wo er auch unter G. Schmoller und A. Wagner studierte und sich im Jahre 1891 als Privatdozent habilitierte. Von 1897 bis 1902 lehrte Oldenberg in Marburg, kam dann nach Greifswald und Ostern 1914 nach Göttingen als Nachfolger von Professor Perle.

Der 6. Sächsische Katholikentag in Plauen i. V.

vom 27. bis 29. September 1924

Ist die Heerschau des Bistums Meißen und der angrenzenden Gebiete Auf nach Plauen!

Missionenkonferenz für die Priester der Diözese Meißen

Wer heute einen Vortrag über Missionen hält, darf von vornherein auf einen gefüllten Saal und lauschende Zuhörer rechnen. Kein Wunder, daß auf die Einladung zu einer Missionenkonferenz unserer Diözese sich eine große Anzahl Priester um den Oberhirten und die Redner scharten, deren Ausführungen eine reichhaltige Stimmung und Begeisterung schufen.

Bischof Dr. Schreiber

hebt in gründlicher Gemeindeführung alle Bedenken, die oft in der Heimat gegen den Missionengedanken herorgehört werden. Wozu fremde Völker bekehren? Haben wir nicht genug moderne Heiden und Tauffchinkatholiken hier in Stadt und Land. Dabei Geldnot und Priesterangel. In leuchtender Schönheit stellte der Hochwürdigste Herr den Missionsbefehl des Heilandes „Geht hin und lehret alle Völker“ in den Vordergrund. Nur nicht kirchturnspolitisch treiben und das Rotarzgeßel des rüdwirkenden Segensverwehrens, kraft dessen die Kirche zu jeder Zeit mehr von der Mission empfangen als hingegoben hat. Der Heroismus, den die Missionenarbeit zeitigt, pflanzt sich in die Herzen der Heimatgemeinde fort, schafft offene Hände, weite Herzen und weite Berufe für Priester und Ordensleute. Hätten unsere Glaubensboten so emphatisch gedacht, dann wären wir sämtlich noch Heiden. Das sentire cum ecclesia findet in begeisteter Missionenarbeit erhabenen Ausdruck. Des Hochwürdigsten Herrn innigster Wunsch ist es, den Missionengedanken allen Diözesanen in die Herzen zu legen und in jeder Pfarrei einen Glaubensverein zu schaffen.

In begeisterten Vortrag entwarf dann

Generalsekretär Dr. Louis

ein ausführliches Bild der Entwicklung der deutschen Missionstätigkeit. Vor 50 Jahren spielte die deutsche Missionstätigkeit fast keine Rolle. Erst der Franziskus-Kaverius-Verein und das Werk der heiligen Kindheit ermöglichten ein erfolgreiches Beginnen. Den Auftakt gaben die im Jahre 1874 gegründeten deutschen Missionszeitschriften, welche für das Aufblühen des deutschen Missionsgedankens von weittragender Bedeutung waren und heute noch sind. 1875 gründete der im Kulturkampf aus Münster vertriebene Pater Arnold Jansen ein Missionshaus: „Väter vom göttlichen Wort“, und schuf in der Missionsgenossenschaft in Siegel mit ihren weit bekannten Missionszeitschriften („Staat Gottes“ usw.) eine neue Missionsatmosphäre. Einen Markstein in der Entwicklung der Missionstätigkeit bildete die 1884 einsehende Kolonialära und der Kampf gegen die Schlangerei. Man rief zum Wehrkampf auf; eine ungeahnte Begeisterung trug den Missionengedanken durch die Herzen der Deutschen. Der Wehrkampf brachte jährlich eine Summe von 800 000 Goldmark auf. Der Kampf gegen das Schlangentum konnte nur durch eifrige Missionenarbeit erfolgreich geführt werden. Ein Missionsfehlgefühl erwachte und trieb herrliche Taten. Neue Organisationen entstanden — weiße Väter, M. vom Heiligsten Herzen Jesu, Oblaten usw. — die alten stärkten ihre Reihen und erhöhten ihre Beiträge. Bis 1914 waren 40 große Missionen Häuser gegründet.

Eine ungeahnte Förderung und Vertiefung erfährt der deutsche Missionengedanke durch Gründung eines Lehrstuhles für Missionswissenschaft auf der Universität Münster, dessen hervorragender Vertreter Professor Schmidtlin in den Weltruhm der deutschen Missionstätigkeit mit begründete. Der ganze Komplex von Missionsfragen und -problemen wurde in ein System gebracht, das in seiner Großzügigkeit einzig dasteht. So hat beispielsweise die Propaganda in Rom einen Lehrstuhl für Missionswissenschaft errichtet und ihn einem Schüler von Schmidtlin anvertraut. 1914 schrieb ein Franzose: „Wir französischen Katholiken müssen mit großem Schmerz sehen, daß die Kirche des französischen Missionswerkes sich senkt, bei den Deutschen steigt.“

Nun kam der Krieg. Dem Missionsfehlgefühl sollte kein Sommer folgen, fast schien es so, als ob ein tödlicher Frost den prangenden Missionsgarten völlig zerstören sollte. Deutsche Missionen wurden verboten, schändlich behandelt und verkleumdet, und doch schreiben englische Zeitungen, es sei bis heute nicht gelungen, den deutschen Missionen etwas Ehrenrühriges nachzuweisen. Gottes Segen ließ die deutsche Missionenarbeit nicht aufhören werden. Die heimgekehrten, vertriebenen, deutschen Missionen waren in ihrer Heimat nicht untätig geblieben, sondern hatten in sughastem Optimismus das heilige Feuer der Missionenbegeisterung noch ins deutsche Volk getragen. Mitten im Kriege 1916 tagte drei Tage lang in Deutschland ein Missionenkongress, an dem 700 Priester mit 9 Bischöfen teilnahmen. Der Vertrag von Versailles schien jedoch dem deutschen Missionenwerth den Todesstoß zu versetzen. Da war es Papst Benedikt XV., der den hilflosstehenden deutschen Missionen Mut einflößte und ihnen zurief, nur weiter beten, weiter arbeiten und organisieren. Der Papst erkannte einloch den Vertrag von Versailles nicht an und überwies den deutschen Missionen neue Missionsgebiete. Wohl war der Abschied von den alten in langjähriger Arbeit betreuten 20 Missionsbezirken für die Missionen und Einheimischen ein unfagbar schmerzlicher. — Als in einem Missionsbezirk der letzte Missionar abgeholt wurde, stellte sich die neubekehrte Christengemeinde wie eine lebendige Mauer vor das Auto, nur über ihre Köpfe sollte das Auto den Missionar entführen. — Wohl war der Abschied auch den Missionen unendlich bitter, aber Gottes Vorsehung gab ihnen neue Missionsgebiete, so daß heute deutsche Missionen wohl in allen Ländern segensreich wirken und einen ehrenvollen Rang ein-

nehmen. Nun gilt es für uns in der Heimat, das Testament des Heilandes — die Weltmission — durch Gebet, wachsendes Interesse und Opfergeist — mit erfüllen zu helfen. Darum der Ruf des heiligen Vaters: in jeder Pfarrei einen Glaubensverein!

Nach den gut orientierten Ausführungen des Herrn Dr. Louis sprach der Hochwürdigste Herr

Provinzial Dr. Orendel

in einem von paulinischen Feuergeist durchglühten Vortrag über den Segen der Missionenarbeit für Seelsorger und Priesterarbeit.

Heidenmission hat das junge Christentum aus der Enge der jüdischen Gesetzeshaltung in die Weite der Freiheit der Kinder Gottes geführt. Der Missionengedanke wirkte bestimmend für Gründung vieler Orden. Die Missionenarbeit schenkte uns einen neuen Heiligentyp. Was verdanken wir nicht unserem Missionenheiligen Bonifatius, Adalbert Franz Xaver, Elaver usw.! Wenn die Märtyrer des Urchristentums die Weite der Kirche darstellten, dann führt die martirische Arbeit in den Missionen einen ganzen Frühling von Heroismus und Seelenadel herauf. — Gerade das opferheischende Wirken der Missionen übt einen mächtigen Zauber auf hochgenutete Christen aus, so daß man bisweilen einen gewaltigen Jubel zu den Missionenbüchern erlebt. Vorighin hat der Provinzial 100 Missionenbegünstigte aufgenommen, 100 mußte er wegen Raumangel abweisen bez. in andere Häuser schicken. Durch das immanente Lebensgefühl des Organismus der Kirche, dieses mystischen Lebens, erwachen immer neue Berufe, sobald der Drang zu den Missionen sich betätigt. Hochinteressant ist es, wie die Arbeit der Missionen neues Licht in die Religionsgeschichte bringt und eine völlige Umgestaltung mancher bislang als einwandfreier Ertrag der wissenschaftlichen Forschung geltender Lehren bedingt.

So glaubte man bisher, daß sich der Gottesglaube — aus rohesten sinnhaften Anklängen allmählich über Fetichismus — Polytheismus zum vergeistigten Monotheismus herausgebildet habe. — Die Missionstätigkeit erbrachte den Beweis, daß das Weltbild des primitiven Menschen ein rationales war, das heißt begründet auf dem Schluß von der Welt auf den Weltbildner. So lehrte man bislang, daß am Anfang der Menschheit die Velebe zu finden sei. Heute gilt der Satz: Am Anfang steht die Ehe. Mit Recht schrieb ein andersgläubiger Gelehrter: Die Missionen sind ausgezogen, um das Licht des Christentums in die Urwälder zu tragen und sie haben das Licht des Urschöpfens in den Urwäldern gefunden und zu uns gebracht.

Das Interesse an den Missionen erzieht zur Karitativgeffinnung. An Heldenmut, erwacht Heldenmut, durch das Geben für Missionen erziehen wir uns zum opferfreudigen Geben für die Bedürfnisse der Heimat; die Augen, die ferne Pot schauen, werden hellfächtig für die Not des Nachbars, die Herrschaft, die Geld in die Missionen schickt, einen Schänen loszukaufen, wird sicherlich ihre Hausangestellten und Untergebenen nicht menschenunwürdig behandeln; das Kind, das jahrelang die junge Seele mit den erbauenden Bildern aus der Missionen vertraut gemacht und Sparpfennige für Heidenkinder gesammelt hat, wird sicher geraden Weges durchs Leben schreiten, getragen von edlem Opferfinn — Beispiele bezeugen es — daß gerade die Gemeinden, die Sinn und Interesse bekunden für Missionen, auch ein Herz haben für die Not ihrer Heimatkirche. Und dann welchen Gewinn für Predigt und Katechese, wenn sich die Schönheiten unseres Glaubens, die Feste des Kirchenjahres aufbauen auf den dunklen Hintergrund der Heidenwelt. Was uns Katholiken im Abendland oft fehlt, das stolze, festgesetzte Pekenntnis zu unserer katholischen Weltanschauung, das sichere Gefühl der Geborgenheit im Schatten des Heiligstums der Wahrheit, der ganze Jubel inmitten der neuteamentlichen Gnadenströme; das alles kommt uns zum erneuten vollen Bewußtsein, wenn wir von dem Glück der Neubekehrten hören, von ihrer grenzenlosen Liebe zu ihrem Heiland und seinen Sakramenten. Der Hochwürdigste Herr Provinzial belegte dies mit einer Fülle von ganz ergreifenden Beispielen und schloß mit einem begeisterten Appell, wachsendes Interesse, neue Liebe zur Mission unserem deutschen Volke nahe zu bringen. Keine Familie ohne Missionszeitschrift, keine Gemeinde ohne Glaubensverein.

Den wirksamen Abschluß der Missionenkonferenz bildete die herrliche Ansprache Sr. Eminenz des Erzbischofs Dr. Kallize. Er erzählte aus seinem an Arbeit und Erfahrungen überreichen Leben soviel des Schönen und Erhebenden, und behauptete nur, daß er am Abend seines Lebens nicht mehr mit dem Jugendfeuer des Vorredners für den Missionengedanken werden könne — aber die ganze Persönlichkeit der edlen Patriarchengestalt des Erzbischofs wirkte wie der Ruf von Missionen von Heiden nach Hilfe, wie das Echo des Herrenwortes: Geht hin und predigt allen Völkern. . . .

Allen aus den Herzen gesprochen waren die Worte des Hochwürdigsten Herrn Erzpriesters Bodenurg, der den Hochwürdigsten Herrn Bischöfen und den Rednern den wärmsten Dank aussprach und des seligen Prälaten Jubel als begeisterten Missionenfreund erwähnte. Wege der Missionengedanke, der in unserer Diaspora von jeher eine Heimstätte fand, in jeder Gemeinde einen Missionenfrühling hervorbringen. Mit dem Segen des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs schloß die wunder-schöne Missionenkonferenz. Priester Dr. Just.

Vom Borromäusverein

Vom Montag, den 6., bis Donnerstag, den 9. Oktober, (nicht 13.—16.) findet im Borromäushaus zu Bonn ort 12. Lucifus für alle Ortsführer, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Borromäusbibliotheken statt. Das Programm ist folgendes:

Am Montag, 6. Oktober, werden sprechen Privatdozent Dr. Steinbüchel über „Die Menschen von heute und das Buch“, Univ.-Professor Dr. Schwerc: „Die religiös-sittlichen Aufgaben der Borromäusbibliotheken und ihr entsprechender Bücherbestand“, Privatdozent Dr. Gröschel: „Die literarischen Pflichten der Volksbibliothek“.

Dienstag, 7. Oktober; Kaplan Dyben: „Der Bücherbestand, seine Vermehrung und Erhaltung“, A. Kumpff: „Worauf es bei der modernen Bücherverwaltung besonders ankommt“, Kaplan Dr. Schöne: „Die finanzielle Gebarung der Volksbibliothek“.

Mittwoch, 8. Oktober; Professor Dr. Boneder: „Die psychologischen Grundlagen einer geistlichen Bücherei“, Professor Dr. Behn: „Inlere Bibliotheken und das katholische Jugenddeutschland“, P. Remigius Böving O. S. M.: „Methode der oder ethische Buchauswahl“.

Donnerstag, 9. Oktober; J. Braun: „Die Volksbibliothek und die Organisation“, A. Kumpff: „Der Borromäusverein und ähnliche Bestrebungen“, J. Braun: „Ziele und Aufgaben“.

Im Anschluß an die Nachmittagsvorträge finden praktische Übungen und Besichtigungen statt. Anmeldungen sind frühzeitig an das Generalsekretariat des Borromäusvereins Bonn a. Rhein, Mittelbinderstraße 9, zu richten, das auf Wunsch bereit ist, für Unterkunft zu sorgen. Es ist dies jedoch nur bei vorheriger Anmeldung, woher angegeben ist, ob Privatlogis, Hotel, Kloster oder ähnliches gewünscht wird, möglich.

Einreiseerlaubnis in das besetzte Gebiet ist nicht mehr erforderlich. Es genügt der Personalausweis der Heimatpolizeibehörde mit Lichtbild.

Die einzige Zeitschrift der katholischen Elternbewegung

Die katholische Elternbewegung wächst. Man hat in den weitesten Kreisen des katholischen Volkes eingesehen, daß nur die mit katholischer Seele und dem Geist befruchtete, eine Schule, in der Eltern, Lehrer und Weisliche eintätig zusammen arbeiten. Den Zielen dieser Bewegung dient die ganz vorzüglich geleitete Zeitschrift „Elternhaus, Schule und Kirche“, die von der Zentralstelle der katholischen Schulorganisation in Tübingen herausgegeben wird. Sie zählt heute bereits etwa 3500 Abonnenten und die Zahl der Bezahler wächst von Tag zu Tag. Sie ist das offizielle Blatt der katholischen Schulorganisation, die von den Hochwürdigsten Herren Bischöfen mit der Vertretung der Schulinteressen der deutschen Katholiken beauftragt ist. Sie gehört daher in jedes katholische Elternhaus.

Bei der Bestellung achte man genau auf den Titel „Elternhaus, Schule und Kirche“, Blätter für katholische Elternvereinigungen und Elternbeiräte. Es besteht nämlich noch eine andere Zeitschrift, die einen ähnlichen Titel „Schule und Elternhaus“ trägt. Für viele wird in der letzten Zeit auch in katholischen Kreisen zum Teil mit sehr unglücklichen Angaben gearbeitet. Sie steht durchaus nicht auf dem Boden des Katholizismus, sondern lebt ganz in dem Geisteskreis einer verkommenen Gemeindeführerschaft. Wir möchten die katholischen Eltern dringend vor der Bestellung dieser Zeitschrift warnen!

„Elternhaus, Schule und Kirche“ ist die katholische Schulzeitschrift. Man bestellt sie entweder direkt bei der Zentralstelle der katholischen Schulorganisation Tübingen, Tübingen, Wilhelm-Tell-Str. 18, oder bei dem Ortsausführer der katholischen Schulorganisation. Sie erscheint zweimonatlich und kostet im Jahre Mark 1.50.

Werbeportfest und Wimpelweihe

D. J. A. Kollig

Von allen Abteilungen: Leipzig-Mitte, Nord, Nordost, West, Zwickau, Weisbach und Altenburg waren Jugendläufer und Jugendläuferinnen erschienen. Am 10. Uhr begann der Festgottesdienst. Herrliche und erquickende Worte sprach Herr Pfarrer Cepelak in seiner Rede, der sich die feierliche Wimpelweihe angeschlossen. Unter der Leitung des Herrn Ludwig Gregor veränderte die Köhler „Sächsisch“ durch ihren Vortrag mit Instrumentalbegleitung das feierliche Nachamt. Nachdem so nun alle ihrer kirchlichen Pflicht nachzukommen waren, konnten am Nachmittag die sportlichen Wettkämpfe vor sich gehen.

Die Ergebnisse im Dreikampf des Bezirks Leipzig sind folgende:

- Oberrufe (über 18 Jahre): 1. Joseph Planzer, Köhlig, 2. Max Glah, Leipzig-West; Mittelstufe (16—18 Jahre): 1. Walter Kamlich, Leipzig-West, 2. Ludwig Schottensammer, Köhlig u. Joh. Smoritz, Zwickau, 3. Paul Runkel, 2. West; Unterstufe (14—16 Jahre): 1. Hans Kachel, Leipzig-Nord, 2. Hans Müller, Leipzig-Nord, 3. Max Krollowitz, Köhlig, 4. Karl Thalmann, Leipzig-Nord; Schüler (12—14 Jahre): 1. Max Sprungala, Köhlig, 2. Heinrich Grauer, Altenburg, 3. Paulmir Quozemitt, Altenburg; Schüler (bis 12 Jahre): 1. Rudi Fuhrmann, Leipzig-Nord, 2. Kurt Müdert, Altenburg, 3. Paul Gregor, Köhlig.

Die Viermal-100-Meter-Staffel errang die Abteilung Leipzig-Nord in 51,6 Sek. Als Sieger im 1300-Meter-Lauf ging mit 5 Min. 45,6 Sek. Johannes Enocff, Zwickau, hervor und errang damit den Ehrenpreis des Kreisleiters.

Mit einiger Beizügung eröffnete der Leiter der Abteilung die Festfeier. Der Saal des katholischen Vereinshauses war gefüllt. Tausend der vorzüglichen Vorarbeiten konnte das Programm glatt abgewickelt werden. Der Bezirks- und Kreisleiter Herr Engelhardt-Schoel sprach in seiner Ansprache der unermüdbaren Arbeit, welche die Köhler Abteilung in der Zeit ihres Bestehens geleistet hat, wozu vor allem die Herrren Pfarrer Cepelak, Ludwig Gregor, Joseph Planzer und Schottensammer den größten Anteil haben. Die musikalischen sowie die turnerischen Darbietungen fanden reichen Beifall. Hierauf erfolgte die Siegereverenz und Verteilung der Preise.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Josef Albert Dresden. — Für den Inseratenteil: Josef Kolligmann, Dresden.

Psychologie des Proletariats

Von Dr. Adolf Hügler.

Im Septemberheft der Monatszeitschrift für die Bestrebungen der christlich-nationalen Arbeiterschaft „Deutsche Arbeit“ wendet sich der Landesvorsitzende der Sächsischen Zentrumspartei, dessen langjährige Mitarbeit in der christlichen Arbeiterbewegung bekannt ist, gegen einen Aufsatz des Schriftstellers Paul Ernst. Die bringen diese höchst bedeutsamen und aktuellen Ausführungen wenigstens mit Erlaubnis des Verfassers nachstehend zum Abdruck.

Das Juniheft des „Hochlandes“ bringt in einem von Paul Ernst verfassten Aufsatz: „Die Psychologie von Bourgeoisie und Proletariat“, Anschauungen zum Ausdruck, die besser in jener Zeitschrift nicht erschienen wären. Sie müßten mißverständlich und, was schlimmer ist, verbittern wirken. Ihnen nicht zu widersprechen, hieße bestimmen. Unter keinen Umständen darf aber der Eindruck erweckt werden, als ob mit solchen Ausführungen die Anschauungen weiter gebildeter Kreise, die auf christlichem Boden stehen, angegriffen worden wäre. Die Ausführungen werden im Gegenteil in weiten Kreisen unbedingte Ablehnung erfahren.

Zunächst eine Frage: Wer ist Proletariat? Diese Frage hätte klar beantwortet werden müssen, — vielleicht wären dann die obigen Wirkungen nicht möglich.

Wie durch Heitiges: nämlich durch den Glauben an den Zukunftsstaat und die Erderrolle für die Menschheit, die ihm darin zuerkannt ist, die Macht des Proletariats entstand, so breitet sie sich auch durch Heitiges aus, nämlich durch den Glauben des übrigen Volkes an das Proletariat und seine erlösende Macht und seine Herrschaftsfähigkeit.

Sagt Paul Ernst. Man könnte aus dieser Stelle schließen, daß der Begriff des Proletariats eine bestimmte Meinung voraussetzt, nämlich die der wirtschaftlichen Lage des einzelnen und der sozialen Eingliederung. Man könnte unter dieser Voraussetzung dann vielleicht manchem zustimmen, was Paul Ernst zur Psychologie des heutigen Proletariats sagt, aber auch dann nur mit sehr starken Einschränkungen und Verichtigungen. Leider aber müssen die Ausführungen Paul Ernsts den Eindruck erwecken, daß bei ihm der Begriff des Proletariats mit einer bestimmten Schicht des sozialen Körpers untrennbar verbunden ist:

„In allen Zeiten haben die untersten Schichten an ein Schlaraffenland geglaubt, das der Welt in irgendeiner nahen oder fernem Zukunft erstehen werde. Man machte sich nur klar, wie schwer die untersten Schichten aus sich selber heraus zum Begriff der Seele, der Jenseitigkeit und Gottes kommen können. Nicht etwa, weil sie zu bedrückt sind, weil sie ein zu schweres Leben haben. . . . Die Ursache liegt vielmehr darin, daß die untersten Schichten immer kurze Gedanken haben; sie sind deshalb die Unsterblichen, weil die anderen weiter denken. (Vom Verfasser dieses Artikels geperzt.) Und es findet eine Wechselwirkung zwischen Arbeit und Lebensstellung einerseits und Begabung andererseits statt; je mechanischer die Arbeit, je gebundener die Stellung ist, desto kürzer werden die Gedanken, und je kürzer die Gedanken werden, desto mechanischer muß die Arbeit, desto gebundener die Stellung sein.“

Diese Sätze enthalten in ihrer Verallgemeinerung eine geschichtliche Unwahrheit und sind von einer sozialen Ungerechtigkeit getragen, die in den Spalten des „Hochlandes“ keinen Platz gefunden hätte. Der Wahrheit die Ehre: Auch der Sozialismus weiß, daß er ein Schlaraffenland nicht schaffen kann; er hat auch noch nie ein solches geschaffen wollen. Im übrigen aber, und das ist noch schlimmer, beschränkt der Artikel seinen Glauben nicht etwa nur auf den sozialistisch gesinnten Arbeiter, er verallgemeinert. Abgesehen von der Verallgemeinerung: aus dem Sozialismus ist, bedingt durch die wirtschaftliche Entwicklung, in Deutschland wenigstens die Gewerkschaftsbewegung entstanden — tatsächlich eine bewußte Abkehr von der sozialistischen Ideologie, weil sie sich nicht auf die ideologische Evolution des Marxismus einläßt, sondern für die untersten Schichten praktische Gegenwartsarbeit leisten will. Ist seinerzeit von der Sozialdemokratie auch klar erkannt worden, weshalb der ursprüngliche Widerstand gegen die Bildung von Gewerkschaften. Wenn diese ein so großes Kontingent zur Sozialdemokratie stellen, so spricht gerade diese Tatsache am meisten für deren innere Umwandlung. Aber es ist nicht nur von der Sozialdemokratie die Rede. Welche Empfindungen müssen die letzten Sätze in dem obigen Zitate bei der christlich gesinnten Arbeiterschaft auslösen, die mit bewunderndem Idealismus sich die ursprüngliche fast unlosbar scheinende Aufgabe gestellt hat, den vierten Stand in Staat und Gesellschaft einzugliedern? Hunderten und Tausenden war kein Opfer zu groß und ist kein Opfer zu groß, um dieses für das gesellschaftliche Leben Deutschlands höchste Ziel zu erreichen — ein Ziel, das letzten Endes sich nur aus dem Bewußtsein einer großen geistig-seelischen und wirtschaftlichen Gemeinschaft erklären läßt, die ihre Nahrung nicht aus dem Materialismus bezieht.

Welch ist anzugeben, daß die unteren Schichten in der Erkenntnis der Möglichkeit der Zusammenhänge vielfach beschränkt sind, oder, wenn man es so brutal ausdrücken will, wie der Verfasser es tut, daß sie „kurze Gedanken haben“. Heitiger Postulat aber hat die ungeheuerliche Behauptung diktiert, daß sie deshalb die Unsterblichen sind, „weil die anderen weiter denken“. Wenn dem so wäre, so müßten wir doch wohl eine Gesellschaftsordnung haben, die sich nach dem Grade der Denkfähigkeit und der Denkfähigkeit der einzelnen richtet. Hat der Verfasser ged. genannten Artikels vielleicht den Mut, etwas deraartiges behaupten zu wollen? Würde seine Behauptung zutreffen, so hätten wir die verhängnisvolle Gesellschaftsordnung, wobei die tiefsten Urstufen des nicht weiter Denkens nicht unterdrückt zu werden brauchen. Aber an eine solche Möglichkeit kann der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes im Ernst nicht gedacht haben. Er wird so gut, wie andere Menschen wissen, daß es in jeder sozialen Schicht Weisheit und Tugend, Schlechtigkeit und Gütigkeit gibt. Würden die Tugenden oder die, die nicht weiter denken können, in einer höheren sozialen Schicht ebenfalls zu den „Unsterblichen“? Aber, was noch schlimmer ist, in diesem Falle handelt es sich gar nicht um geistig oder dumm, denn ein sehr großer Teil der „Unsterblichen“, die nicht weiter denken können, deren Erkenntnisfähigkeit also beschränkt ist, können es doch nur deshalb nicht, weil sie nicht dazu fähig gemacht worden sind. Es ist für einen, dem alle Bildungen möglichkeiten gegeben worden sind, wünschlich nicht schwerer, weiter zu denken, wobei nicht gesagt werden soll, daß alle, die die Bildungsmöglichkeit hatten und benutzt haben, auch tatsächlich weiter denken. . . . Es könnte schlimm um Staat und Welt sein, wenn der Begriff des Proletariats im Sinne des Verfassers gleichzeitig die niedrige Denkfähigkeit involvierten würde.

Das Zukunftsziel des niederen Volkes ist ganz materiell gedacht: es kann sich ja nichts anderes denken; Der arme, niedrige, Ohnmächtige und Unwissende muß doch immer überzeugt sein, daß alle seine Leiden nur durch den Mangel der äußeren Güter kommen, denn er hat ja nicht selber erfahren, daß sie ihn davon nicht schätzen können.

Das ist ein wüdes Jerrbild der Tatsachen, außerdem eine nicht zutreffende Unterstellung. Will der Verfasser des Aufsatzes etwa der christl. Arbeiterschaft hohe geistige und seelische Eigenschaften abstreifen, die auf einer gereiften Weltanschauung beruhen? Er will es offenbar, sonst hätte er nicht von dem niederen Volk als Ganzem sprechen können. Die Tatsache des Vorhandenseins einer christlichen Arbeiterbewegung spricht an sich schon gegen die Behauptung, daß das Zukunftsziel des niederen Volkes „ganz materiell“ gedacht ist. Im Gegenteil, nur höherer Idealismus, der tief von dem Gedanken der Billigkeit durchdrungen war und ist, kann die christliche Arbeiterbewegung überhaupt erklären.

Es ist auch vielfach nicht so, daß der arme, niedrige usw. immer überzeugt sein muß, daß alle seine Leiden durch den Mangel der äußeren Güter kommen. Daher bezieht der Herr Verfasser diese Weisheit? Auch der Arbeiter weiß, daß Reichtum, Macht, hohe soziale Stellung und auch Bildung ihn nicht vor dem Leid überhaupt schützen können. Er weiß aber auch, daß niedrige soziale Stellung, Ohnmacht, Armut, ihm Leiden auferlegen, die derjenige, dem das Schicksal die gegnerischen Eigenschaften zugeteilt hat, nicht zu tragen braucht. Man denke doch nur an unsere Wohnverhältnisse, denke doch nur an den Einfluß der wirtschaftlichen Sicherheit auf das Familienleben und dergleichen, und man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß Armut und die anderen genannten Eigenschaften tatsächlich Leiden schaffen und Leiden sind; der Arbeiter weiß daher, daß diese seiner Leiden in dem Mangel an äußeren Gütern verankert sind. Er sagt:

„Heute ist nun, wenigstens in Deutschland die Kampfzeit vorüber, und das Proletariat hat die Macht. Kein Krieg mehr, — eine Erlaubnis für den Reichen vor sich selbst zu sein. Denn der Mensch ist ja von Natur ein feiges Tier, er muß sich zum Mut zwingen durch eine Religion oder Sittlichkeit, von der er sich beherzigen läßt. Kein Verbrechen mehr, — eine Erlaubnis, Verbrechen zu begehen. Zwar sollen die Verbrechen im Zukunftsstaat aufhören dadurch, daß der Hauptreiz des Verbrechen, das Einzeligentum, wegfällt; und selbst angenommen, daß das Einzeligentum wirklich die einzige Ursache — so stellte sich der Hauptreiz dar — wäre: jedenfalls war es doch noch nicht abgeheilt, konnte der Zukunftsstaat überhaupt nicht so schnell kommen; aber solche Erwidlungen sind nicht möglich. Die Dinge stellen sich einfach so dar, daß alles erlaubt ist; und bei einem sehr großen Teil der Menschen hält nur der Zwang vom Verbrechen zurück. Kein Hunger mehr, und jeder hat das „Recht auf Erntens“ — wenn er nicht arbeitet. Jedem nach seinen Leistungen, vielleicht gar nach seinen Bedürfnissen — Wohlwollen der Arbeitelöhne auf das Vielfache des vorigen Standes.“

Etwas Besonderes mußte passiert sein, wenn die sämtlichen Rheinort Zeitungen diesem Ergebnis übereinstimmend ihre erste Seite widmeten und mit der Ausgabe von Extrablättern fortführen. — Noch ehe die letzten Exemplare der eben erschienenen Ausgabe ihre Käufer gefunden hatten, führte eine neue Schaar von Zeitungsboys mit der nächsten Ausgabe der Morgenblätter den Broadway entlang.

„Das Rätsel von Sing-Sing! Sing-Sing, 6 Uhr 25 Minuten Elektrische Station von Sing-Sing zerbröckelt. Der Verurteilte heißt Jogg Sar. Herkunft unbekannt. Ein amerikanischer Wägerei! Zum Tode verurteilt wegen verfrachter Sprengung einer Schiene am Panamakanal!“

„Sing-Sing, 6 Uhr 42 Minuten. Der Verurteilte entflohen! Die Wienen, mit denen er an den Stuhl gefesselt war, zerhackt!“

„Sing-Sing, 6 Uhr 50 Minuten. Ein Junge als Komplize! Allen Anzeichen nach ist der Delinquent mit Hilfe eines der zwölf Jungen der Elektrostation entflohen.“

„Sing-Sing, 7 Uhr. Letzte Nachrichten aus Sing-Sing! Im Auto entflohen! Ein ungläubliches Stück! Durch Augenzeugen festgestellt, daß der Delinquent, kenntlich durch seinen Hingrichtungsbauzug, in Begleitung des Jungen Williams in ein vor dem Tor stehendes Auto geflohen. Führer in rasender Fahrt davon. Jede Spur fehlt. Gefängnisverwaltung und Polizei ratlos.“

Mit kurzem scharfen Knall blieb ein Auto stehen, das in den Broadway an der Straßenecke einbog, wo das Flat-Iron Building seinen größten Bau in der Kette reist. Der Aufsatz des Wagens ist einem der Boys das zweite Extrablatt aus der Hand und durchschlag, während das Auto in der Richtung nach der Polizeizentrale weiterrollte. Ein nervöses Jucken lief über die Büge des Verenden. Es war ein Mann von unbekanntem Alter. Eine jener menschlichen Heißhühner, bei denen man nicht sagen kann, ob sie vierzig oder sechzig Jahre alt sind.

Vor dem Gebäude der Polizeizentrale hielt der Wagen. Noch ehe er völlig stand, sprang der Aufsatz heraus und eilte über den Bürgersteig der Eingangspforte zu. Seine Kleidung war offensichtlich in einem erschütternden Mitleid gefertigt. Doch hatten alle Hände des Schneiders nicht vermocht, Unzulänglichkeiten der Natur vollständig zu korrigieren. Ein scharfer Beobachter machte bemerken, daß die rechte Schulter ein wenig zu hoch, die linke Hüfte etwas nach innen gedrückt war, daß das linke Bein beim Gehen leicht schliefte.

Ob hier allgemein gesprochen ist, oder ob nur die sozialistisch denkenden Arbeiter gemeint sind, ist in diesem Zusammenhang gleichgültig. Unwahr ist zunächst die Behauptung, daß das Proletariat die Macht hat. Es wird dem Verfasser schwer fallen, das zu beweisen, und jeder, der die tatsächlichen Machtverhältnisse kennt, in der Politik, in der Gesellschaft, kann über die Behauptung nur lächeln. Es wäre verlorene Zeit, sich mit ihr weiter zu beschäftigen. Die übrigen Behauptungen aber sind — und nicht nur für das Proletariat — so ungeheuerlich, bleiben so sehr an der Oberfläche haften, widersprechen so sehr dem allgemeinen Rechtsempfinden und letzten Endes dem Charakter der Zeitschrift in der derartige Ausführungen erschienen sind, daß es schwer fällt, hierauf überhaupt die richtige Antwort zu finden. Die Forderung: „Kein Krieg mehr“, eine Erlaubnis, Krieg zu sein! Man braucht wahrlich kein Pazifist zu sein, um den Krieg zu verurteilen. Doch der Krieg ein Uebel und ein Unglück ist, wird auch der Verfasser nicht bestreiten. „Nur wir!“ Forderung: „Kein Krieg mehr“ auf so unglücklichen Worten begründet sein, wie sie der Verfasser unterstellt? Könnte nicht die Erfahrungen des letzten Krieges, den wie allerdings verloren haben, allein schon die Forderung rechtfertigen? Teilt der Verfasser nicht an das ungeheure Unglück und Gem, das der Krieg über Tausende und Millionen in Deutschland gebracht hat und in seinen Auswirkungen noch täglich bringt? Man dürste bei der Behandlung einer deraartigen Frage überhaupt einen tieferen sittlichen Ernst, getragen von christlicher Weltanschauung, erwarten. Auch, was der Verfasser über das Einzeligentum sagt, wenn er hierbei auch nur die Sozialdemokratie im Auge hat, ist — man verzeihe uns den Ausdruck — lächerlich, daß man nichts darüber zu sagen braucht.

„Die Dinge stellen sich einfach so dar, daß alles erlaubt ist.“ Mit Verlaub, bei dem denn stellen sich die Dinge so dar? Vielleicht im Kopf des Herrn Paul Ernst — aber das ist doch nicht maßgebend. Welche tatsächlichen Forderungen geben dem Verfasser das Recht, etwas Deraartiges zu behaupten? Wo und wann hat denn jemand gefordert oder verlangt, daß dem Proletariat nun alles, also jedes Verbrechen erlaubt ist? Man greift sich an den Kopf, wenn man deraartige Behauptungen im „Hochland“ liest. „Kein Hunger mehr, und jeder hat das Recht auf Erntens, d. h., er kann beanspruchen, von den anderen ernährt zu werden, wenn er nicht arbeitet.“

Mit Verlaub, er kann das, wenn er arbeiten will, aber nicht arbeiten kann. Er kann das beanspruchen, wenn eine wirtschaftliche Krise ihn hinein, zu arbeiten, oder wenn ihm Krankheit verwehrt, für seinen Unterhalt zu sorgen. Sind das nicht eminent christliche Forderungen? Ich habe mich von einer Richtung im Proletariat gehört, die verlangt hätte, von den anderen ernährt zu werden, wenn sie nicht arbeiten will. Wie kommt der Verfasser zu solchen Behauptungen? Welch tiefer Haß muß da eingewurzelt sein! Oder liegt etwa das Rätsels Lösung in dem letzten Satz des obigen Zitates? Ich wünschte tatsächlich ein wüdes Hochschellen der Arbeitelöhner, meinetwegen auf das Vielfache des jetzigen Standes, denn, wer die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu beurteilen will, weiß auch, daß ein deraartiges Hochschellen von der Lage der Wirtschaft abhängig ist, und daß es besser ginge allgemein, wenn ein deraartiges Hochschellen möglich wäre.

Es kommt aber noch besser: „Wie mit dem Bourgeois, so ist es mit dem Proletariat: sein Ideal sind nur Gebühre, durch welche er sich seine Freiheit verschafft, keinen Krieg, keine Freiheit, seine Tageslohn, seine Vergütungssucht, seine Unbegierigkeit, seine Ehrlosigkeit und seinen verwerdlichen Sinn“, und dann weiter: „Bei der niederen Klasse aber werden diese Eigenschaften immer vorhanden sein.“ Zugabende, daß bei einzelnen, auch bei vielen der niedrigen Klasse diese Eigenschaften vorhanden sind, bei Angehörigen anderer Klassen etwa nicht? Über der Verfasser will diese Eigenschaften ohne Auswahl dem Proletariat zugeteilt wissen. Dem „Hochland“, wie er so geschwätzt hat. Wenn der Angriff des Proletariats von dem Herrn Verfasser wirtschaftlich und sozial bedingt gedacht ist, so ist das die freche Ungerechtigkeit, die dem Arbeiter seit langer Zeit angetan worden ist, ganz abgesehen von der Tonart, die nur der Ausdruck eines geradezu satanischen Hasses sein kann.

Zum Schluß des Aufsatzes ergeht sich der Verfasser noch etwas in den Gefilden der Politik. Er spricht davon, daß man der „Fabel“ die politische Macht in der Hand hat. Es fällt schwer, ob dieser Unwahrheit ein „Fini Teufel“ zu unterbreiten. Der Herr Verfasser sagt dann weiter: „Die Unbegierigkeit und Feigheit unserer unwürdigen Politik, nicht nur erst seit der Revolution, kommt von der Verpöbelung des Volkes; denn wir haben, an das Ganze denken kann doch nur ein Mensch, der nicht an sich denkt, der sich ein göttliches Ziel vor Augen hält.“ In Verbindung mit deraartigen Ausführungen den Namen Gottes oder das Wort göttlich in den Mund zu nehmen, ist Blasphemie.

Die Rehaftion des „Hochlandes“ spricht in einer Fußnote von dem „von uns als vorurteilsvollen Teufel geschätzten Autor“ vorurteilsvoll? Gewiß nicht, denn nicht benutzt voll vorurteil, aber objektiv wird man selten in der heutigen Zeit etwas lesen können, das johl: vorurteil enthält, wie dieser Aufsatz des genannten Autors.

Die Macht der Drei

Ein Roman aus dem Jahre 1925

Von Hans Dominik.

Das Mysterium von Sing-Sing! Sing-Sing, 16. Juni, 6 Uhr morgens. Dreimal auf dem elektrischen Stuhl! Dreimal verurteilt der Strom! Beim dritten Mal zerbrach die Maschine. Der Delinquent unversehrt.“

Während schrien die Reporter Zeitungsbörsen die einzelnen Stichworte der Sensationsnachricht den Tausenden und aber Tausenden von Menschen in die Ohren, die in der achten Morgensunde des Juniabends von den überfüllten Führbooten ans Land geworfen wurden und den Schächten der Untergrundbahnen entquollen, um an ihre Arbeitsstätten zu eilen. Fast jeder aus der tausendköpfigen Menge griff in die Tasche, um für ein fünfcentstück eines der druckfrischen Blätter zu erstehen und auf der Straße oder im Lift die außerordentliche Nachricht zu überfliegen.

Nur die wenigsten in der großstädtischen Menge hatten eine Ahnung davon, daß an diesem Tage weit draußen im Buchhaus des Staates Newyork eine Elektrostation auf die sechste Morgenstunde angelegt war. Solche Hinrichtungen interessierten das Newyorker Publikum nur, wenn berühmte Anwälte monatelang um das Leben des Verurteilten gekämpft hatten oder wenn bei der Hinrichtung etwas schief ging. Es geschah wohl gelegentlich, daß ein Delinquent lange Viertelstunden hindurch mit dem Strom bearbeitet werden mußte, bis er endlich für das Sezierenmesser der Kezle reif war. Und auch unter dem Messer war dann noch bisweilen der eine oder der andere wieder schwer wachend erwacht.

Aber die Paneees hatten niemals allzuviel Aufhebens von solchen Vorkommnissen gemacht. Schon damals nicht, als das Land noch von Präsidenten geleitet wurde, die man alle vier Jahre erwählte. Viel weniger jetzt, wo es unter der eisernen Faust des Präsidenten-Diktators Cyrus Stonard stand. Unter der Faust jenes Cyrus Stonard, der nach dem ersten verlorenen Krieg gegen Japan den Rufstand des höchstehenden gemühten Offiziers gegen den bürgerlichen Westen mit eiserner Strenge niedergebrosen und dann den zweiten Krieg gegen Japan siegreich durchgeführt hatte. Die unbeschriebenen Vollmachten des Präsidenten-Diktators wütheten auch die amerikanischen Zeitungen zu eintiger Zurückhaltung in allen die Regierung und Regierungsmassnahmen betreffenden Notizen.

Er trat durch die Pforte. Häufig freuzte er die verzweigten Korridore, bis ihm an einer doppelten Tür ein Fremder in den Weg trat. Der typische selbstzufriedene Jährling mit Gummihüpfel und Hühneln.

„Hallo, Sir! Wohin?“

Ein unwilliges Murren war die Antwort des eilig Weiterstreichenden.

„Stop, Sir!“

Weit und mäßig hob der irische Riese sich ihm in den Weg und hob den Gummihüpfel in nicht mißzuverstehender Weise.

Bestig riß der Besucher eine Karte aus seiner Tasche und überreichte sie dem Beamten.

„Zum Chef, sofort!“

Wahr noch als das herrlich gesprochenes Wort veranlaßte der funkelnöde Blick den Polizeiman, mit großer Hastigkeit die Tür zu öffnen und den Fremden in ein saalartiges Annahmezimmer zu geleiten.

„Edward J. Giffin, medicus doctor“ stand auf dem Rärtchen, das der Diener dem Polizeipräsidenten Macmooland auf dem Schreibtisch legte. Der Träger des Namens mußte ein Mann von Bedeutung sein. Kaum hatte der Präsident einen Blick auf die Karte geworfen, als er sich erhob, aus der Tür eilte und den Angemeldeten in sein Privatbureau geleitete.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Doktor?“

„Haben Sie Bericht aus Sing-Sing?“

„Nur, was die Zeitungen melden.“

„Warten Sie alles auf, um der Entflohenen habhaft zu werden. Wenn die Polizeiflieger nicht ausreichen, requirieren Sie Armeeschießer! Ihre Volksmacht langt doch für die Requisition?“

„Jawohl, Herr Doktor.“

„Die Flüchtigen müssen vor Einbruch der Dunkelheit gefast sein. Das Staatsinteresse erfordert es. Sie hasten dafür.“

„Ich tue, was ich kann.“ Der Polizeichef war durch den ungewöhnlich barischen Ton des Besuchers verletzt, und dies Gefäß lang an seiner Antwort heraus.

Dr. Giffin runzelte die Stirn. Antworten, die nach Widerspruch und Verkaufslieferungen klangen, waren nicht nach seinem Geschmack.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Der Dichter, den der Krieg uns raubte

Zu Hermann Löns zehntem Todestag
Von Ludwig O. Furtner

Am 10. September 1914 traf eine feindliche Kugel den Dichter Hermann Löns, der als 45jähriger gleich bei Kriegsausbruch freiwillig zu den Fahnen gewillt war. Sein Tod war ein schwerer Verlust für das deutsche Volk. Denn unter den wenigen, die ein immer gründer Dichterleben schmückten, nimmt auch Hermann Löns seinen Platz ein.

Eigentlich hat ihn erst der „Helbentad“ weiten Kreisen bekannt gemacht. Gar mancher in ferneren Gauen des Reiches hat sicher ein Lönsbuch erst zur Hand genommen, als ihn das tragische Schicksal des Dichters erschütterte hatte. Und die meisten von denen werden dem Toten dann wohl gute Freunde geworden sein. Er gab ja jedem etwas, vielen sehr viel. Vorher waren seine Werke fast nur in den Grenzen seiner Heimat — er war ein Niedersachse — in großem Umlauf beliebt und angesehen. Die Liebe, die er zu seinem Stamme und zu seiner Heimat fühlte und die aus all seinen Schriften sich leuchtend heraushebt, wurde ihm mit gleicher Liebe vergolten.

Hermann Löns, der Niedersachse, war seinem Geburtsort noch eigentlich kein Niedersachse. Seine Wiege stand in Weispreußen, im Städtchen Kulm, wo sein Vater als Gymnasialoberlehrer wirkte. Dem Blute nach schon, denn seine Eltern waren Niedersachsen. Die Jugend verlebte der junge Löns in Deutsch-Krone. Eine schöne Jugend. Sein Vater nahm ihn oft auf die Jagd und den Fischfang mit und half ihm die Natur zum Erlebnis gestalten. An seiner Hand fühlte sich der Junge in die ewigen Geheimnisse des Naturgeschehens ein. Tiere und Pflanzen, alles erweckte sein Interesse. Mit achtzehn Jahren siedelte er mit den Eltern in seine Heimat über. Sein Vater war nach Münster versetzt worden. Hier lernte er die Menschen der Heimat, die seinem Wesen nahekommen, kennen, und freundete sich mit ihnen an. Auch der Zauber des Landes fesselte ihn hier noch mehr als drüben im Osten. Die Natur wurde sein Evangelium und als er die Universität bezog, belegte er Medizin und Biologie. Er war ein fleißiger Student, wenn er auch die Freuden des Studentenlebens nicht verschmähte, und plante mit Feuereifer seiner Wissenschaft.

Und dennoch blieb er nicht beim „Fach“. Seine Liebe zur Ungebundenheit drängte ihn zur Journalistik. Der Zufall, der auch in sein Leben hineingeregelt, erleichterte ihm die Abkehr von der eingeschlagenen Bahn. Auf einem Bahnhof wurde ihm nämlich eines Tages mit seinem Koffer auch seine Doktorarbeit gestohlen, ein Werk über Kleintiere, dessen Stoff er sich mit großer Mühe und emsigen Fleiß gesammelt hatte. Nicht lange danach trat er bei der „Pfälzischen Presse“ in Kaiserslautern als Feuilleton-Redakteur ein und siedelte 1893 an den „Hannoverschen Anzeiger“ nach Hannover über. Hier entwickelte sich nun der Schriftsteller Löns. Als „Fritz von der Leine“ schrieb er Tüpfel von heiteren Plaudereien, Jagdschilderungen, die ob ihres gelunden Humors großen Anklang fanden und sehr gern gelesen wurden. Später setzte er als „Altenpiegel“ seine Wochenbetrachtungen im „Hannoverschen Tageblatt“ fort. In dem Humoreskenband „Der zwedmähige Weier“ sind die besten dieser langen Plaudereien niedergelegt. Nachdem er dann noch zwei Jahre die „Schaumburg-Lippische Landeszeitung“ geleitet hatte, ließ er sich als freier Schriftsteller in Hannover nieder.

Unterdessen hatte er schon verschiedene Bücher geschrieben. Viel Stoff lieferte ihm dazu die Heide, die er ja über alles liebte. „Mein braunes Buch“ und die Fortsetzung „Heidebilder“ erzählen von der innigen Verbindung des Dichters mit der einsigartigen Poese der Heide. Das Leben der Tiere, der Jäger und Bauern hat ihm ebenfalls starke Anregungen. „Das grüne Buch“, „Kraut und Lot“, „Auf der Wildbahn“, das prächtige Tierbuch „Rümmelmännchen“ sind hösliche Früchte seiner Beobachtungen. — Auch als Romanschriftsteller hat sich Hermann Löns versucht. Vier Romane, „Der Janobur“, „Der Wertwolf“, „Tahinten in der Heide“ und „Das weiße Gesicht“, zeugen von seiner Begabung. Während „Der Wertwolf“, eine Bauernchronik aus dem

Dreißigjährigen Krieg, in sprachlicher Wucht und dichterischer Stoffgestaltung seltene Vorzüge besitzt, war „Das weiße Gesicht“, eine etwas phantastische Künslernovelle, ein Vorwurf, dem der Dichter ziemlich weisensfremd gegenüber stand und den er darum nicht so recht meistern konnte. Im „Tahinten in der Heide“, einem feinen Liebesroman, offenbart sich der Dichter als trefflicher Charakterzeichner. — Nun der Lyriker Löns! Seine wertvollsten lyrischen Sachen sind in den beiden Bänden „Der kleine Rosengarten“ und „Das goldene Buch“ niedergelegt. Seine Verse strömen starke Empfindung aus. Die Echtheit seines Gefühls ergreift. Mit einfachen Worten, ohne Künstelei und Schwulstigkeit wird eine tiefe Wirkung erzielt. Leider nahm der Krieg den Dichter so rasch weg. Vielleicht wäre er der deutsche Kriegslyriker geworden.

Behmut erfüllt uns, daß wir ihn so früh lassen mußten. Stolz sind wir, daß wir ihn gehabt haben.

Das Scheiden

Aber dies, aber das,
und das Wasser ist naß;
aber das, aber dies,
und das Lieben ist süß.

Aber dies, aber das,
und grün ist das Gras;
und das Gras, das ist grün,
und die Rosen die blühn.

Und blühn sie heut' rot,
morgen sind sie schon tot;
und dann heißt es, ade,
und es fällt dann der Schnee.

Und der Schnee, der ist weiß,
und das Feuer ist heiß;
und das Feuer brennt sehr,
dod das Scheiden noch mehr.

Hermann Löns

Serbftwanderungen im deutschen Wald

Von Herbert Steinmann

(Nachdruck verboten.)

Noch steht die Natur in sommerlicher Pracht. Noch erstreckt überall helles, saftiges Grün das Auge des Wanderers. Aber wenige Wochen noch, dann weht schon kühlender Herbstwind, dürres Laub fällt rasch auf den Erdboden, die Äste der Zweige beginnen kahl zu werden. Der Herbst naht! Doch noch nicht vorbei ist die Wanderlust! Gerade in dieser Jahreszeit bietet uns die Natur ihre letzten Reize und schenkt uns einen wunderbaren Zauber. Mit zu den schönsten Naturerlebnissen gehören herbstliche Wanderungen durch den deutschen Wald.

Waldstämme schlanken Birken wechseln mit uralten Buchenbeständen. Unter dem langsam dahinschreitenden Fuß zerbrechen die ersten fallenden Blätter. Sonst kein Geräusch. Ringsumher nur weiche, tiefe Stille. Die Sänger des Waldes sind meist schon auf der Fahrt gen Süden oder rufen zum Aufbruch. Da ist nicht viel Zeit und Liebe zu frühlichem Gesang vorhanden. Die Herbstsonne lugt durch die Bäume. Plötzlich raft ein Meister Lampe quer über den Wald. Er mag die Menschen nicht; denn er ahnt schon etwas von zukünftigen Treibjahren. Im Tannenwald bedeckt bereits überall ein weißer Nabelkleeppilz den Erdboden. Verstreute Tannenzapfen leiten unwillkürlich die Gedanken auf kommende Festtage. In einem hochstämmigen Kiefernbestand erhebt sich mit einem Male ein Wortspektakel. Die Inassen einer Kränchenkolonie sind da aus unbekanntem Grund aneinandergeraten. Flüchte, o Wanderer! Das Kränchenbill ist gar zu menschlich. Doch das Intermezzo ist bald vergessen.

Neue Schönheiten bieten sich den Augen. Ein Bächlein sprudelt eiligst vorüber. Bis tief auf den Grund kann man schauen und kleine graue Fischelein munter im Herbstsonnenschein spielen sehen. Ist es gar ein stiller Teich mit Wasserrosen und Schilf auf seiner unbewegten Fläche, den wir mitten im Walde entdeckt haben, so hoch wohl auch auf großen breiten Steinen etliche quackende nasse Grünschwärze, die bei unserm Herannahen — plumps — plumps — im Wasser verschwinden. Schließlic ladet auch irgendetwas ein besonders schönes Plätzchen zum Ausruhen und stillen Träumereien ein.

Aber, Wanderer, gib acht. Es ist nicht mehr Sommer. Rheumatisches Gliederleiden und hartnäckige Erkältungen bleiben nicht aus, wenn du keine Decken zum Lagern mitnimmst. Auch sei bei bestimmten Waldgegenden bei Erreichung eines Lagerplatzes auf der Hut vor Kreuzgotttern, die in dieser Jahreszeit im allgemeinen sehr munter sind und sich mit Vorliebe in dürrem Laub verstecken. — Sehr ungesund ist es wenn man sich nicht mit entsprechender warmer Unter- und Lieberkleidung bei herbstlichen Wanderfahrten vorzieht. So schön warm und freundlich auch ein solcher Herbsttag sein mag, es folgt doch gewöhnlich gegen Abend eine stärkere Abkühlung, und der mitunter sehr scharfe Temperaturgegenatz ist dazu angetan, Krankheiten der Atmungswege und des Rippenfelles hervorzurufen.

Ein besonderer Schmach unserer herbstlichen Wälder sind die zahlreichen, buntfarbig leuchtenden Pilze, deren Farbe und originelles Aussehen meist erst bei dem Verschwinden des Grasbestandes richtig zur Geltung kommen. Praktische Serbstwanderer glauben mitunter, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und von ihrer romantischen Wanderfahrt auch einen materiellen Gewinn für ihren Vorrat in Gestalt eines gehörigen Quantums essbarer Pilze davontragen zu können. Wer nicht ganz genau ehbare Pilze von giftigen unterscheiden kann, der lasse lieber die Finger davon. Gerade die am schönsten und stolzeften aussehenden Exemplare sind oft die heimtücklichsten und giftigsten Gefellen, deren Genuß qualvollen Tod mit sich bringt.

Trotz drohender Erkältungsgefahren, trotz schmerzlicher Schlangengefahr und giftiger Pilze soll sich aber niemand abhalten lassen von Herbstwanderungen durch den deutschen Wald. Grob ist der körperliche und seelische Gewinn solcher Wanderfahrten. Die Lungen atmen erfrischende Waldluft, das Auge kräftigt und stürzt sich an dem Anblick, den ihm die herbstliche Natur bietet, und unsere Seele erhebt sich in der Stille der Waldeinsamkeit.

Wien, die Brücke nach dem Südoften

Von Ernst Prager

(Nachdruck verboten.)

Der Balkan beginnt eigentlich schon in Wien.

Es ist bereits eine mildere Luft, die man in Wien einatmen bekommt; ein Vorgeschnack des Südens, über die Alpen herübergeweht, ist ihr beigemischt und verleiht ihr jenes pikante Aroma, von dem auch das ganze Wiener Leben durchdränkt ist. Man erhält hier, im äußersten deutschsprachigen Südoften, schon eine Vorahnung von Italien, in dessen Klima und heitere Lebensgewohnheiten man sich an manchen Frühling- und Sommermorgen verkehrt glaubt, andererseits aber auch ein Borggefühl jener Buntheit und lazeren Auffassung, die für das Gepräge balkanischer Staaten und Städte so charakteristisch ist.

Trotzdem ist Wien sehr deutsch. Bezaubernd das mittelalterliche Barock der Gassen und Wälder seiner inneren Stadt, das an die besten Traditionen deutscher Bauart gemahnt. Zeit jeder eine Adels- und Patrizierstadt, die jahrhundert hindurch den kaiserlichen Hof beherbergte, der gleichzeitig ihren natürlichen und gesellschaftlichen Mittelpunkt bildete. Aber alle diese Hofleute, adligen Offiziere und Gutsbesitzer, die in der alten Reichs- und Residenzstadt in einem der vielen prächtigen Palais ein offenes Haus führten, die alleingefessenen Kauf-

Der Geiger Gottes

Von M. Herbert.

Der Geiger Gottes hatte nie verstanden, seine himmlische Kunst in das Gorb der Erde umzuwandeln.

Wenn er vor vielen Leuten spielen sollte, wenn gepaunte Gesichter und harte Augen auf ihn gerichtet waren, dann fürchtete er sich so sehr, als wäre er unter wilde Tiere geraten, die ihm aus Beben wollten. Er begann zu zittern, das Herz in ihm ward klein und schwach, und mit dem Herzen schrumpfte der Ton seiner Geige wie zu einem kläglichen Balken und Weinen zusammen. Er konnte nicht für die Menge spielen, nicht für den Saal voll gepufter Leute.

Tod war er vielleicht der größte Geiger, der jemals gelebt hat, nur daß es keiner wußte. Es ist so belanglos, ob ein Künstler den Menschen bekannt ist oder nicht. Das Lob oder der Tadel eines irdischen Mundes sind ohne Wert; es kommt darauf an, wie das Vollbringen einer Kunst vor Gott gewertet wird. Höchste Kunst hat seinen Lohn als den ihrer Vollendung. Der Geige allein hat den ewigen Ruhm. Die Vollkommenheit der Kunst ist die Vollkommenheit der Seele.

Gott wußte um seinen Geiger und gab ihm das menschenferne Bild, das eben nur große Allmacht des Verdröhens, des Wissens um die Seele geben kann. Er schenkte dem Geiger Stunden reiner Befolgung innerlichen Entschlöhens. Zuweilen wenn die Sommernacht heraufkühlte mild und weich, wenn der Vollmond gleich einer Scheibe reinen Goldes über dem Firch und der Abendstern über dem Gebirge stand; wenn in der Gottesstille das Klirren des gewaltigen Stromes hörbar ward und kein Laut von der Erde und Klauheit des Alltags übrig geblieben war, lehnte der Geiger Gottes am offenen Fenster seiner Fachstube und hielt die Geige im Arm, die Geige, die das Herz seines Herzens war. Der Befehl Gottes war über ihm.

Und er begann zu spielen. Es war kein bemußtes Spiel — der Geiger war zu einer einzigen großen Melodie geworden, der tiefen, rauschenden Melodie seines Wekens. Er gab sich Gott in die Hände und Gott folgte auf ihm; denn der Geiger war ein reines, unentweiches, dem Schöpfer ganz angehöriges Instrument, und alles in ihm war nur ein Rauschen auf die ewige Stimme, ein Wehorben und Wiedergeben. Dann war die Nacht nicht mehr stumm, die Seele Gottes war in ihr die Seele des unvergänglichsten Lebens, des unvergänglichen Singens, der unvergänglichen Freude. Alles was in der Brust der Stille und Dunkelheit seit Jahrtausenden begraben lag, gewann Luft, und es begann ein heiliger Reigen von Schmerz und Wonne, von Jubel und Klage, von Tod und Unsterblichkeit — alles eingehüllt in den Rausch der Liebe und Aufopferung, welche die Seelen der Seelen sind. Die Gnade Gottes gewann die Stimme.

In das Schweigen die Fülle Gottes zu legen, darin besteht das Weigens hehres Können, seine himmlische Macht. Zuweilen auch an einem sonnenbelegten Ostertag lag er fern auf der Bergeshöhe über den Föhrenwipfeln, wie ein Adler, der aufsteigen will. Zu seinen Füßen das weite abgeerntete Tal, auf den Feldern der letzte Goldstrahl des gemähnen Getreides, an den Hängen der Scheiterhaufenbrand des sterbenden Jahres, das ruffammenne Laub; über den Wiesen wogende Blüten letzten jungen Grüns und dazwischen das leise Violent, das „Memento mori“ der Herbstzeitlose. — Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir! Am matten Himmel gewaltige Offen-

der sinkenden Sonne — und wieder weit und breit nichts als die Stummheit grenzenloser Einsamkeit.

In dem Geiger erwachte die Seele dieses klagenlosen, seligen Sterbens, und sein Lied ward laut und gewaltig — so als fliege es aus weglassen Pfosten, aus verlassenem Feldern, aus dem Wurz des Stromes und dem heimlichem Leben der Wiesen. „Liebe Gottes!“ sang das Weigenlied und immer auf neu: Liebe Gottes! Verstanden von allem, was vom Lichte gewirkt ward und im Lichte blühte, reifte und waltte. Verstanden von aller Kreatur: von dem Vogel, der jubelnd die Sonne grüßte, von der Wäde, die in ihrem Strahl ihr Tanzleben verbrachte, von der Seile, deren Körper so viel Licht trank, daß er durchsichtig ward; von dem Bild, das auf der Wichtung ste, und seine Freude erdicht fühlte durch den wärmenden Klang! Alle tiefe unbewußte Dankbarkeit des Lebens fühlte das Weigenlied zusammen. Liebe Gottes! Liebe Gottes! Alle Melodie des Weltalls schloß sich zusammen in der Kunst dieses seligen Wortes.

Als nun der Geiger Gottes nach in frühen Jahren zum Sterben kam, lag er krank und von allem entblößt in der Kochstube eines Arbeiterhauses. Die armen Leute hielten ihn für einen von ihnen, vielleicht einen wunderbaren Musikus, der auf der Klavier aufspielte. Sie gaben ihm aus Barmherzigkeit, was sie glaubten, entbühren zu können. Das war ähnerü wenig, und so dauerte es nicht lange, bis Gevatter Tod den Geiger Gottes zu erlösen kam.

Der Geiger fühlte, daß seine letzte Stunde nahe war. Er legte sein schneeweißes Feiertagshemd an und seine schilbige alte schwarze Kontur. Er holte die Geige aus dem Kasten. Dann nahm er seine letzte Erbenkraft zusammen und pochte an die Wand.

Die Arbeiterfrau erschien. „Ist es schon so weit?“ fragte sie ihn — denn das Klappen an der Wand war das verabredete Zeichen zum letzten Abschied.

„Ich seh wohl noch die Nacht durch. Aber man kann's nie wissen, wenn das letzte Stillstehen kommt,“ antwortete der Geiger, „und den Schlaf möchte ich Euch nicht stören. Lebt wohl. Ihr habt's gut gemeint.“

Die Frau fing an zu weinen. Aber das weinte ihr der Geiger mit einem guten Zwischeln. „Ich herbe geht. Aber ein müßig Ihr mir verzeihen: Die Geige nimmt mir feins aus der Hand. Mit der Geige will ich mir das Himmelsbrot verdienen: die Geige bleibt bei mir im Berg.“

Die Frau versprach, Melike ihm das Kreuz und ein brennendes Licht neben das Bett und ging.

Mitten in der Nacht wachte sie auf. — Da strömte ein Gesang durchs Haus übermächtig, so riefenartig, als wollte er den Himmel auf die Erde herabholen. Unwiderstehlich war das Lied, als wäre die Kraft des Allerhöchsten darin. Die Frau hatte ein Gefühl, wie wenn sie davon aus dem Grunde umgewandelt würde. Sie war nicht mehr besetzt von Gemeinheit und Däner, sondern eine reine, reine Seele, die durch das Lied Gottes ging. Sie hielt den Atem an; seinen, nicht den leichten Ton durfte sie verlieren von diesem Lied der Rettung, Erlösung und Befolgung. Ihr war, als hätte sie die ganze Welt hergeben, verdröhnte sie nur noch länger der überirdischen Melodie zu lauschen, die das Triumphlied war der Seele, die sich vom Körper befreit. Ihr war, als sei diese Melodie ein schneeweißes Kleid, in das sie sich hüllen dürste; als wäre es ihre arme Seele von allem, das schwer und traurig sie in das letzte, raubige Kleid ihres geringen Dofes herabzog.

Leid und Leiser wurden die Himmelsklänge, bis sie in einem leichten, seligen Zustande erstarben.

„Nun ist der Geiger tot!“ sagte die Frau und faltete die Hände, um für den Abgeschiedenen zu beten. „Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm.“

Während sie so betete, war ihr im Halbschlaf, als würde sie sehen, wie der tote Geiger still und getrost durch die offene Himmelstür schritt und den Bogen ansieht zum Spiel. Aber das Lied, das der tote Geiger im Himmel in der Anschauung Gottes spielt, konnte die Frau nicht vernehmen. Sie wäre an der Fülle und Macht des Tones gestorben. . . .

Am nächsten Morgen, als schwarze Männer den Geiger in seinen Armenjag beteten, wollte der Arbeiter, der Mann der Frau, die Geige zurückbekommen. „Der Meister ist uns noch den Mietzins schuldig,“ grölte er, „und Geigen bringen gutes Geld.“ Aber man hätte die Hand des Toten zerbrechen müssen, um ihm sein Instrument zu nehmen. Die Frau litt nicht, daß man ihm anrührte. „Ich könnte nicht länger bei dir bleiben, wenn du es lästest,“ sagte sie zu ihrem Mann. So geschah der Wille des Toten.

Der Geiger Gottes sah auf der untersten Stufe von Allvater's Thron. Er trug keinen Heiligenschein, keine Palme, kein Königskleid, keine Krone oder Unkraut. Sein Gesicht war durchsichtig von den Schmerzen und Räten der Weltwanderung.

So arm und schällig, wie er als Gast auf Erden gewesen war, hatte ihn unser Herrgott in die ewigen Wohnungen aufgenommen. Aber niemand rühte deshalb von ihm ab. Die Heiligen und Seligen bemerkten gar nicht, daß sein Kopf verschoben und abgetragen war; ihnen kam er vor wie der schönste Königsant, gefickt mit aller Schönheit und allen Wundern des Lebens — denn durch dieses arme Kleid hatte der Geiger die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Kunst erlangt und bewahrt.

Unser Herrgott, der alle Töne des Seins in sich zusammenschließt, lauschte voll Entzücken auf das Weigenlied, das ihm so verwandt war, wie die endlos menschliche Seele. Der Geiger war jetzt reiflos in seiner Melodie aufgegangen. Gott hatte sein Instrument berührt, nun war die Geige niemals mehr bestimmt. Keine Saite riß fortan, jeder Wippen, jede Härte hatten sich in seltsame Harmonie gelöst. Ten Bewohnern des himmlischen Reiches schien es, daß ohne das Spiel des Geigers ohne die Gewalt und Tiefe seiner Melodie der Himmel Gottes nicht so befestigt gewesen wäre, als er war, weil durch viele Wippen der Anschauung Gottes ein neuer Straußenrang zugefügt schien. Die Gewaltigen aus dem Reiche der Musik: Haydn, Mozart, Beethoven traten zu dem schlichten Geiger hin und schüttelten seine Hand: „Du bist von unserm Stamme!“ sagten sie: „Du bist wie wir, einer von denen, die lebendlang vor Gott spielen.“

Der Geiger Gottes wurde da unsagbar froh. Ein neues Lied fiel ihm ein; er hob die Geige an die Brust und setzte den Bogen an. Die sieben Chöre der Engel meinten, niemals noch sei von ihnen ein solches Dreiklang gesungen worden, ein so jubelndes Melika, als hätten die Herzen des Erbarmens die Himmelsdecke gesprengt.

„Du hast die ewige Seligkeit verdient!“ sagte Gott zu seinem Geiger; deshalb bist du einer der Seligen von allen.“

Wie klein und nichtig schien da dem Geiger Gottes das Döselgeld, lebenslanger Einkamkeit und Armut, das er für die Gottesfreiheit seiner Kunst bezahlt!

mannesgeschlechter, in denen sich beste bürgerliche Traditionen forciert haben, und die breite Masse des Wiener Volkes, mit seinem unbegrenzten, unerbittlichen Lebensübermut und seinen unerschrockenen Genieherinstinkten, sie präsentieren zusammen jenes typische Oesterreichertum, das im besten Sinne deutsch ist und doch eine wertvolle Besonderheit im großen Meere des Deutschiums darstellt.

Viel mag zu der Entwicklung Wiens beigetragen haben, daß es der Grenze zu anderen Völkern knapp vorgelagert ist. Zwei Bahnstunden nach Osten, und man befindet sich mitten in der magyarischen Welt. Drei Bahnstunden nach Norden, und das slavisch-schlesische Idiom dominiert. Der ungarische und tschechische Einschlag hat sich in Wien auch immer stark bemerkbar gemacht und sowohl die Tugenden als auch die Fehler dieser Völkergemeinschaft sind dem Wiener Volkstypus unzertrennbar beigemischt. Heute beherbergt die Zweimillionenstadt an Hunderttausend Tschechen, die sich aber als durchaus ortsanfänglich und eingebürgert fühlen, und mehr als doppelt soviel Mitglieder magyarischer Zunge. Neben diesen großen Kolonien fand aber immer auch ein beträchtlicher Zustrom anderer Völkergemeinschaften statt, Italiener, Polen aus Galizien, Kroaten, Serben, Bulgaren, Rumänen und Griechen kann man jederzeit am Graben und auf der Ringstraße oder in anderen Teilen der Stadt begegnen, und sie vervollständigen jenes bunte Bild, das Wien dem Fremden bietet, ohne daß sich darin der satte österrösch-deutsche Haupttypus jemals verliert.

Der Reichsdeutsche, und zwar vor allem der Norddeutsche — der Stammesverwandte Süddeutsche fühlt sich meistens hier viel schneller zuhause — ist im allgemeinen von den Schönheiten Wiens begeistert, hat aber auch viel zu tadeln und auszufinden. Jene strengere Lebensauffassung, die dem Preußen zu eigen ist und in deren Mittelpunkt, hart und eifern, der Pflichtbegriff gestellt ist, liegt dem lebenslustigen österröschischen Völkchen weniger und man begegnet hier viel mehr einem bewußten Zügelgelassenheit, wofür Menschen, die Beruf und Pflicht über alles stellen, im allgemeinen nur wenig Verständnis übrig haben. Der Wiener versteht es aber, einen mit seinen nachlässigen und leichtfertigen Methoden durch eine grenzenlose Lebenswürdigkeit auszugleichen. Dabei ist Wien zweifellos auch eine sehr große Arbeiterstadt und ernährt anscheinlich Industrien. Nur ist die hier geleistete Arbeit für das Wesen der Stadt weniger charakteristisch als zum Beispiel in Berlin oder Hamburg und ein gewisses Ketzertum und Lebensunflertum dominiert zweifellos in der Repräsentation der Wiener sozialen Klasse.

Der Berliner hält das oft für mangelnde Solidität, hat aber damit gemäß Unrecht, denn gerade der Begriff des Echten und Soliden geht dem Wiener bestimmt nicht ab. Je weiter man nach Südoften kommt, desto mehr verschieben sich aber gewisse landläufige moralische Vorstellungen.

Neue und alte Tunnel

Vor kurzem wurde der große Kriegerberg-Tunnel auf der Strecke Landes-Banggen zum ersten Male mit elektrischen Lokomotiven befahren. Die Probefahrt verlief zur allgemeinen Zufriedenheit. Der Tunnel hatte sich also auch dabei ohne Schwierigkeit in die Reihe der Mittel bringen lassen, die zur Erleichterung des Verkehrs dienen. Tunnel sind in der Tat ein unentbehrlicher Befehl für den modernen Verkehr geworden. Darum haben wir auch heute Tunnel in fast allen europäischen und außereuropäischen Staaten.

Der berühmteste Tunnel, der nur unter den größten Schwierigkeiten fertiggestellt werden konnte, ist wohl der im Jahre 1842 eröffnete erste Thameis-Tunnel. Überhaupt markiert England mit seinen Projekten in Bezug auf Durchtunnelung von Gebirgen und den Durchbruch von Meerengen an der Spitze. Es erbaute z. B. auch den ersten Eisenbahntunnel, der für die Liverpool-Manchester-Bahn bestimmt war (1825-29).

Die größten Gebirgstunnel der Welt sind u. a. der St. Gotthard-Tunnel (14900 Meter), der Mont-Cenis-Tunnel (12220 Meter), der Arlberg-Tunnel (10270 Meter) und der Haupt-Tunnel der Ravigenna-Bahn (8260 Meter).

In modernen Tunneln besitzen wir, wenn auch in ganz anderer Art, als die genannten, die der Untergrundbahnen. Bei dem Bau dieser Tunneln muß man vorher genau dieselben Berechnungen anstellen, wie bei dem Bau eines Gebirgstunnels, wobei die geologische Beschaffenheit des Bodens von großer Bedeutung ist.

Schon im Altertum wurden Tunnelbauten durchgeführt. So legten bereits im Jahre 2000 v. Chr. die Ägypter und die Römer Tunnel an. Später folgten ihnen die Griechen und die Römer. Der älteste Tunnel, den die Geschichte kennt, ist wohl der, den der König Histiya von Jerusalem (722-689 v. Chr.) anlegen ließ. Dieser König hat sich auch durch die Anlegung von Wasserleitungen und Teichen hervorgetan. „Histiya“, heißt es in der Bibel, befestigte seine Stadt, indem er die Wasser ableitete, und er durchgrub mit Erz die Felsen und kannte die Wasser zu einem Teich. Gemeint ist mit dem Durchgraben der Felsen durch Erz der sogenannte Siloah-Tunnel.

Auch über den Vorgang der Grabung sind wir unterrichtet. Im Jahre 1880 entdeckten Knaben im Siloah-Tunnel beim Spielen zufällig eine Inschrift, die, obgleich nicht ganz vollständig erhalten, doch einen wohlverständlichen Sinn ergibt. Sie lautet wörtlich: „Bolleno ist die Durchstichung. Und dies war der Bergang der Durchstichung. Als noch drei Ellen zu durchstehen waren, so vernahm man die Stimmen des einen, der dem anderen zurief. Denn es war ein Spalt im Felsen von der südlichen Seite her, und am Tage der Durchstichung schlugen die Steinhauer einander entgegen. Hade auf Hade. Da stießen die Wasser vom Ausgang in den Teich, 1200 Ellen weit. Um 100 Ellen war die Höhe des Felsens über dem Kopf der Steinhauer.“

Aus den Worten geht mit Deutlichkeit hervor, daß die Grabung des Siloah-Tunnels von beiden Seiten her in Angriff genommen wurde. Der Treffpunkt der beiden Arbeitergruppen ist nicht weit von der Mitte des Tunnels entfernt. Die Breite des Tunnels schwankt zwischen 80 und 60 Zentimeter und die Höhe sinkt von 3 Meter an der südlichen Mündung, wo vermutlich eine natürliche Felsrinne benutzt wurde, auf 46 Zentimeter und hebt sich am nördlichen Ausgang wieder bis zu annähernd 2 Meter. Es ist auffallend, wie gut man schon damals die horizontale Lage festhalten konnte. Der gesamte Höhenunterschied beträgt nur 30 Zentimeter, und man muß sich fragen, ob die alten Praktiken nicht etwa doch ein Instrument besaßen haben, womit sie die horizontale Lage bestimmen konnten. Der Siloah-Tunnel ist natürlich für unsere Verhältnisse sehr wenig, und doch muß die Art seiner Anlage und Ausführung auch dem modernen Menschen einen gewissen Respekt abfordern. G. S.

Ein Erzieher zur Persönlichkeit

Hugo Gaudig, langjähriger Direktor des Pöppinger Lehrerbinnen-Seminars, starb am 2. August 1923. Welt über Deutschlands Grenzen hinaus erwarb er sich den guten Ruf eines hervorragenden deutschen Schulmannes.

Der „Katholischen Schulzeitung für Norddeutschland“ (Breslau) entnehmen wir folgende Zeilen: „Hugo Gaudigs letzte Stunde war gekennet. Mit Fassung und Ergebung sah er den Tod seinem Krankenlager nahen. „Gott hat mir doch ein schönes Leben geschenkt“, sprach er leise. „Wieviel Freude habe ich erleben dürfen — allein an meiner Arbeit, an meinen Mitarbeitern — wie dankbar muß ich Gott dafür sein!“ — Seine Augen sahen in die Weite, in blaue Himmelsferne — ein tiefes Leuchten lag auf seinen Zügen — jenes Leuchten, das die Menschen ausstrahlen, die sich als Gottes Kinder fühlen. Auf seinen Wunsch spielte jetzt seine jüngste Tochter auf der Orgel als letztes Schummerlied seinen Lieblingschoral: „Gott! ich meinem Gott nicht singen? Soll ich ihm nicht frohlich sein?“ Als die Töne verklungen waren, neigte der Rimmermüde leise sein Haupt und seine Lippen flügelten: „Nun will ich schlafen.“ — Gaudig ist von uns gegangen. Schon ein Jahr ruht er in hühler Erde. Auf das Grab legen ihm heute seine Mitarbeiter einen Blumenstrauß stillen Gedenkens: Erinnerungsblätter an den teuren Toten. Seine Freunde schrieben nieder, was ihnen aus dem Herzen quoll, da sie vom Meister Abschied nahmen. Und die Liebe macht ihre Worte zu Poesie. Es ist ergreifend, alles das zu lesen, was dieses Erinnerungsbuch uns von dem „Erzieher zur Persönlichkeit“ berichtet. (Hugo Gaudig zum Gedächtnis, Worte seiner Mitarbeiter. Verlag von Teubner in Leipzig; kartoniert 1,60 Mark).

Hugo Gaudig hatte u. a. ein offenes Auge für den Wert einer katholischen Familien-erziehung. Den wackigen katholischen Seminaristen seines Seminars wandte er seine besondere Aufmerksamkeit insofern zu, als er an ihnen die Wirkung des Glaubens an eine höchste kirchliche Lehrautorität beobachtete, und gestand einmal gelegentlich unumwunden zu, daß der Glaube

an das Dogma in den katholischen jungen Menschen das Gefühl der Ein- und Unterordnung auch unter die Autorität der Schule wesentlich begünstige. — Der seiner Persönlichkeit näher trat, hatte ohne weiteres die Empfindung, daß er einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüberstand. Er gehörte zu den Suchenden; und wer Gelegenheit hatte, zu leben, wie er sich selbst von Frage zu Frage, von Zweifel zu Zweifel vorwärts trieb, der konnte als Katholik ein gewisses Mitgefühl nur schwer unterdrücken, daß eine innerlich so reiche Natur nicht ganz sich ausgeben konnte, da ihm ein Rest ungeklärter Beziehungen zwischen seiner Person und dem jeweiligen Lehrgut peinlich zu tragen übrig blieb. Und was er vermittelte, war hier und da Veranlassung, seine Umgebung selbst mit Zweifeln zu erfüllen. — Sein Lebensende krönt sein Lebenswerk. Er hat den Selbsten gefunden. Er ruhe in Frieden.

Dr. Hugo Pöppinger.

Vermischtes

— Die ägyptischen Königsgräber. Die Ruinen aus Kalra melbet, steht noch nicht fest, ob die beiden Königsgräber der dritten Dynastie, die hier am 1. April bei der Abtragung der Altertümer bei Sakhara ausgegraben wurden, einen bisher in Ägypten unbekanntes Baustil enthalten. Die Fassaden der beiden Gräber sind mit kanellierten Säulen ohne die üblichen Reliefs und Hieroglyphen geschmückt. Die Wände weisen hingegen zahlreiche Hieroglyphen und Inschriften auf, welche die Besucher zählen bis zum Jahre 1500 n. Chr. angeben. Die Gräber selbst sind fast 6000 Jahre alt. Ihre kanellierten Säulen sind also um 2500 Jahre älter als die dorischen Säulen des Parthenon. Die Gräber stellen daher nicht nur die ältesten Bauwerke der Welt dar, sondern sie liefern auch den Beweis, daß die dorischen Säulen aus Ägypten stammen. Die Königsgräber sind aus feinem Sandstein erbaut und weisen einen vollkommen entwickelten Baustil auf.

— Ein Zirkusbau in Berlin. In Berlin beschäftigt man angeleglich, zu Beginn des kommenden Jahres im Südwesten der Reichshauptstadt den Bau eines Gebäudes zu beginnen, wie es an Art und Größe in Europa bisher seinesgleichen sucht. Man hat sich nach vorliegenden Meldungen entschlossen, ein bereits seit langer Zeit bestehendes Projekt in die Wirklichkeit umzusetzen, und zwar handelt es sich hier um die Errichtung eines mit allen Mitteln moderner Technik ausgerüsteten Zirkusbauens. Der amphitheaterartige Raum wird ungefähr 15000 Menschen aufnehmen können. Vor allen Dingen beachtet man, das Gebäude auch sportlichen Zwecken zur Verfügung zu stellen. Aus diesem Grunde werden gleichzeitig in dem Zirkus eine Bahn für Reitsport, ein Bassin für Schwimmen, Turm für den Luftballonfahren, ebenfalls ein Schwimmbecken für 200 Angler, 1200 Stühle für mehrere hundert Tiere usw. in Aussicht genommen. Es bleibt abzuwarten, wie weit sich die Meldung über diesen Bau bestätigt.

— Die Mordtat im Friedrichshagen. Die Persönlichkeit der im Friedrichshagen bei Berlin ermordeten aufgefundenen Frau ist nunmehr festgestellt worden. Es ist die 1882 zu Weihenstephan geborene Frau Clara Wiedrich geb. Wilke, die seit vier Jahren von ihrem Manne getrennt lebt. Außer dem bei der Leiche vorgefundenen vierjährigen Sohn hat sie noch einen 13jährigen und 7jährigen Sohn, die beide bei der Ermordung in Weihenstephan untergebracht sind. Die Ermordete, die als sehr ordentliche arbeitssame Person geschildert wird, mußte sich durch Verrichtung schwerer Arbeiten bei Bauern mit ihren Kindern mühsam durchs Leben schlagen. Die Ermittlungen nach dem unbekanntem Täter werden von der Polizei fortgesetzt.

Komplimentfahrten im Heiligen Jahr

Zu dem in Nr. 207 unserer Zeitung veröffentlichten Katalog gelegentlich der 63. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Hannover, betrie die Komplimentfahrten im Heiligen Jahr, wird jetzt folgendes bekanntgegeben:

Wegen der noch schwebenden Verhandlungen mit Rom können die nach Tausenden eingegangenen Anfragen erst Ende September beantwortet werden. Die offizielle Geschäftsstelle in Würzburg ist seit 20. September nicht mehr Neubaustraße 72, sondern Hofstraße 7. G. Kaps, Generalsekretär.

Hedwig Heer

das Modehaus der Dame

Blusen / Röcke / Kleider

Kostüme / Mäntel / Peize

Prager Straße, dicht am Hauptbahnhof

Die Entwicklung der katholischen Gemeinde zu Plauen i. V.

Von dem ältesten Mitglied der Plauener katholischen Gemeinde gehen uns nachfolgende Ausführungen über die Entwicklung der Gemeinde zu, die bei sämtlichen Lesern, insbesondere den Katholikentagsbesuchern Interesse finden werden.

Da von hochgeschätzter Seite dem Verfasser dieser Zeilen, als dem ältesten Gemeindegliede, nahegelegt worden ist, die Entstehung und das rasche Wachsen unserer Gemeinde kurz zu schildern, soll im folgenden der Versuch dazu gemacht werden, Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte der apostolische Vikar in Sachsen, Bischof Plauermann, Westsachsen bereist, um sich über die Verhältnisse seiner Glaubensgenossen zu unterrichten. Er war dabei auch nach Plauen gekommen und hatte den damaligen hiesigen Superintendenten Fiedler besucht. Als erfreuliche Folge der Reise des Bischofs erscheint die Errichtung von Missionsgottesdiensten, hier in Plauen, und zwar zweimal im Jahre. Der erste dieser Gottesdienste wurde am 11. Oktober 1840 abgehalten in der damaligen Gottesackerkirche, die im großen Lutherjahre 1883 in Lutherkirche umgenannt wurde. Plauen hatte damals knapp 10000 Einwohner, darunter nur etwa 30 bis 40 Katholiken, alle aus der Fremde zugezogen, meist aus Süddeutschland und aus Oesterreich. Ihre Zahl war genau bekannt, da die Behörden die Zugehörigkeit eines jeden Steuerpflichtigen wegen der Kirchensteuer genau festzustellen hatten. Da die katholischen Glaubensgenossen bis dahin ganz ohne Seelsorger gewesen waren, blieb natürlich auch das religiöse Leben nicht ohne ferngehenden Einfluß. Nach und nach jedoch vermehrte sich die Anzahl der hiesigen Katholiken durch Zugang von auherhalb. Die Stadt begann sich auszuweiten. Dabei wurden zahlreiche Bauarbeiter aus dem benachbarten Böhmen beschäftigt. Zwar sind es weniger diese selbst als deren weibliche Hilfsarbeiterinnen gewesen, die den nun alle sechs Monate stattfindenden katholischen Missionsgottesdienst zahlreich besuchten. Aber das Bischöfliche Vikariat suchte Abhilfe zu schaffen durch Einrichtung einer Kaplanei unter der Kirche in Zwickau. Etwa um 1855 herum wurden mehrere Zimmer gemietet im Hause Altmarcht Ecke obere Entschraße und das größere davon zur Kapelle eingerichtet, in einfacher Ausstattung. Dort wurde an jedem Sonn- und Feiertage Gottesdienst gehalten. Kaplan Meißner war der erste Priester der neuen Seelsorgestätte. Das Mietverhältnis der Kapellenräume jedoch konnte nicht ohne Reibung bleiben und so ist die günstige Gelegenheit gern ergriffen worden, für die Kapelle ein eigenes Heim in dem neuerbauten Haus Schloßstraße Nr. 6 zu erwerben. Das Haus ist 14 Meter lang, wenig tief, zweistöckig, hat eine

weite Türeinfahrt und ziemlich großen Hof. Im Obergeschloß, zu dem eine schmale, zweimal gewundene Treppe hinaufführt, war die Kapelle eingerichtet. Etwa 12 Meter lang und 8 Meter breit; der Saal hatte 4 Fenster, welche durch blaues Glas vor den neugierigen Augen der Nachbarn geschützt waren. In der einen Ecke, nach der Straße zu, stand der einfache weißlackierte Altar und dicht davor zwei Reihen einfacher Kniebänke und Stühle dahinter. Eine von diesen Bänken steht jetzt im Haupteingange unserer Kirche unter dem Missionskreuz. In einem kleinen Zimmer neben der Kapelle stand der Beichtstuhl, ein kleines Harmonium stand in einer anderen Ecke. Etwa 40 bis 50 Besucher mochte die Kapelle bequem fassen, mehr, als anfänglich den Gottesdienst besuchten. Bauarbeiter aus Böhmen waren es, die erheblich dazu beitrugen, den Raum der Kapelle zu füllen. Auch polnische Landarbeiter stellten sich aus der Nachbarschaft ein, so daß im Sommer die Kapelle gedrängt voll war. Da der Raum nur gewöhnliche Stubenhöhe hatte und während des Gottesdienstes nicht gelüftet werden konnte, entwickelte sich oft eine dampfadächtige Hitze.

Der Wunsch nach Abhilfe der Uebelstände durch Erweiterung der Kapelle oder nach lieber Erbauung einer eigenen Kirche, wurde dringender, zumal als die Kapelle rechtlich zur Kirche erhoben und Kaplan Kaiser zum ersten katholischen Pfarrer in Plauen ernannt worden war, und zwar im Jahre 1862. Bis dahin hatten die Seelsorger oft und schnell gewechselt. Jährliche Männer aus der Gemeinde sahen ein, daß diese selbst den Anfang zur Sammlung von Geldern für einen Kirchenbau machen müßte, ehe Hilfe von auswärts erbeten werden könne. Ein Kirchenbauverein wurde gegründet und regelmäßige monatliche Beiträge, deren Höhe der Geber selbst bestimmen konnte, gesammelt. Das ging nur langsam vorwärts, da die Gemeinde nur wenige wohlhabende Mitglieder zählte. Gute Abhilfe wurde geschaffen durch Anbau eines Hintergebäudes, das im Erdgeschloß ein ausreichend großes Zimmer für die Religionschüler, im Obergeschloß aber eine Erweiterung der Kapelle selbst enthielt. Der dringende Not war für kurze Zeit etwas abgeholfen. Diese Zeit brachte einen lebhaften Zugang von Arbeitskräften für die damals im großen Aufschwung begriffene Plauener Seiden- und Spitzenindustrie. Meistens kamen diese Hilfskräfte aus dem benachbarten Nordböhmen, aus Graulich und Umgebung. Es waren hauptsächlich junge Mädchen, deren Eltern aber die Einwilligung dazu nur gegeben hatten, weil in Plauen eine katholische Kirche vorhanden war.

Die beängstigende Ueberfüllung auch der erweiterten Kirchenräume machte sich recht bald wieder fühlbar. Das Verlangen nach einer ausreichend großen Kirche wurde immer lebhafter, aber aus eigener Kraft konnte nichts geschehen. Da wurden die Glaubensgenossen aus aller Welt zu Hilfe gerufen und mit gutem Erfolge. Kleinere und größere Beiträge gingen ein.

Darunter ein Vermächtnis in Höhe von 20000 Mark von einem Konvertiten aus einem Vororte von Leipzig, das vom Bischof, dem die Zueignung vorbehalten war, unserem Kirchenvermögen zugewiesen wurde.

Notwendig machte sich auch eine Veränderung der Schulverhältnisse. Die evangelischen Schulen erklärten es für unmöglich, gewisse Stunden freizugeben, zur Erteilung von Religionsunterricht durch unseren Priester. Zur Gründung einer katholischen Schule konnte hier Abhilfe bringen. Ein Bauplatz wurde erworben und darauf das Schulhaus errichtet, zuerst nur mit wenigen Zimmern. Wie nach und nach sich Anbauten nötig machten, wie die Schule selbst aus der überflüssigen Volksschule zur Bürgerschule gewachsen ist, haben wir im vorigen Jahre bei der Feier des 25jährigen Bestehens der Schule vernommen.

Nun konnte endlich an den Kirchenbau gedacht werden. Das für den Schulbau erworbene Grundstück bot Raum auch für die Kirche. Baupläne und Kostenanschläge wurden beschafft. Unser Pfarrer Rohde mit dem Baunotstande war unermüdet tätig. Der Plan eines Baumleiters aus Leipzig wurde ausgewählt. Der Baumeister selbst war nicht katholisch. Dafür gehörte der Bauführer unserer Kirche an. Der Baugrund zeigte sich als fest und gut tragbar. Am 27. Juni 1901 wurde der Grundstein mit entsprechender Feierlichkeit gelegt, an der zahlreiche Geistliche teilnahmen, auch aus Böhmen und Bayern. Stetig wuchs nun der Bau. Die Inneneinrichtung und Ausschmückung mußte dem Stande der Bauhülle entsprechend möglichst einfach gehalten werden. Doch ist sie geschmackvoll und würdig ausgefallen, so daß jeder Besucher sein Wohlgefallen daran findet. Die Kanzel, in künstlerischer Weise in Eisenblech ausgeführt, ist von einem Gemeindegliede gestiftet. Von anderen die Glocken, die herrlichen bunten Fenster, Paroquets und anderes. Später die auf Kunstplatten gemalten 14 Stationen des Kreuzweges. Die Kontranz ist einige Jahre später von der damaligen Königin Carola gestiftet worden. Am 28. September 1902 wurde die Kirche geweiht. Unter Teilnahme der Behörden, unter gewaltigem Andränge, wobei Prälat Dr. Kaiser die Festpredigt hielt. Das Neuhere unserer Kirche in romanischer Bauweise ist einfach gehalten, macht jedoch einen sehr guten Eindruck, wie mir ein alter Baumeister mit künstlerischem Verständnis wiederholt erklärt hat. Die nach der Revolution einsetzende Kirchenaustrittsbewegung ist auch an unserer Gemeinde nicht spurlos vorbeigegangen. Aber auch Wiedereintritte sind erfreulicherweise zu verzeichnen gewesen. So ist aus der schwachen, ärmlichen, kleinen Gemeinde im Verlauf von etwa 80 Jahren eine verhältnismäßig starke, vorwärtsstrebende katholische Gemeinde herausgewachsen, welche es wagen kann, die sächsischen Katholiken zum

6. Sächsischen Katholikentag nach Plauen einzuladen. Ferdinand Rohr.

Katholischer Melsverein Dresden.
Für unsern lieben verstorbenen 2. Vorsitzenden
Franz Andersch heilige Messe am Sonntag den
28. Sept. vorm. 10 Uhr am Hochaltar der Propsteikirche

C. V. Kommerz.

Gelegentlich des Katholikentages findet am
Sonntag den 28. September abends 8 Uhr
in Plauen im Restaurant **Taunel**, Postplatz,
ein **Kommers** des **C. V.** statt.

C. V. Verb. Burgundia-Leipzig.
Linz, Phil. X

Die Hauptversammlung der katholischen Schulorganisation für Sachsen (Landeselternrat)

wird abgehalten
am **Sonnabend den 27. September 1924,**
11 Uhr vormittags

in **Plauen im Vogtland**
im „Prater“, Dobenastraße.

Tagesordnung:

1. Jahresrückblick.
2. Vortrag des Herrn Dr. Offenstein von der Zentralstelle der K. S. O. in Düsseldorf: „Die Bedeutung der religiösen Erziehung für die Schule“
3. Der Religionsunterricht und die damit zusammenhängenden Fragen:
 - a) an Volksschulen,
 - b) an Missionsschulen,
 - c) an höheren Schulen.
4. Aussprache.
5. Kassenbericht und Entlastung des Kassierers.
6. Satzungsänderungen und Ergänzungswahl.
7. Anträge und Verschiedenes.

Zu dieser Versammlung werden die Mitglieder der katholischen Schulorganisation und der Elternräte, ferner alle Eltern, Erzieher und Freunde der katholischen Schule hiermit herzlichst eingeladen.

Landesausschuß der katholischen Schulorganisation für Sachsen
H. Mehning, Vorsitzender.



Überall spricht man vom „Schwan im Blauband“

Es kann nicht anders sein! Wenn ein aussergewöhnlich gutes Produkt auf den Markt gebracht wird, bildet dieses bald das Tagesgespräch!

Trotz all des Rühmenswerten und Guten, das man Ihnen über die Feinkostmargarine „Schwan im Blauband“ erzählt, dürfen Sie davon überzeugt sein, dass die guten Eigenschaften derselben nicht übertrieben werden können. Urteilen Sie selbst nach einem Versuch und auch Sie werden mit Begeisterung Ihre Bekannten auf „Schwan im Blauband“ hinweisen. Kaufen Sie heute!

Preis 50 Pf. das Halbpfund
in der bekannten Packung.

Schwan im Blauband

frisch
gekürrt

Deutsche Jugendkraft, Abteilung Dresden - Mitte

Sonntag, den 5. Oktober 1924

im katholischen Gesellenhause, Dresden, Käufferstraße 4

Drittes Stiftungsfest

bestehend aus

Konzert - Turnen - Humor - Tanz

Einlaß 1/6 Uhr Eintritt 0.50 Mark Beginn 1/7 Uhr

Himmlicher Vater, schenk uns doch einen Mann.

Drei katholische Mädels sind
wie hübsch und fein,
doch viel einsam und allein,
um dies Uebel abzumenden,
und die Einsamkeit zu enden,
bitten wir drei jeische Herrn,
diese Qualen zu beenden.

Einträge mit Bild unter
Nr. 349 Postamt 24, Dresden,
Bismarckstraße.

AUSSTELLUNG FÜR RELIGIÖSE KUNST

6. BIS 27. SEPTEMBER 1924



GALERIE ERNST ARNOLD
DRESDEN, SCHLOSSSTRASSE

EINTRITT 50 PF.

Weltweit anhängige Person,
in allen Zweigen des Haus-
halts gründlich erfahren,
**sucht passenden
Wirkungskreis.**

Werte Angebote erbeten
unter „**A B 111**“ an die
Geschäftsstelle d. Sächsischen
Volkszeitung.

Nach **Leipzig** gesucht
ein katholisches

Dienstmädchen

nicht unter 20 Jahren mit
Zeugnissen für kinderlos
bürgerlichen Haushalt zum
15. Okt. oder 1. Nov. Kirche
in nächster Nähe. Waschfrau
vorhanden. Angebote erb.
unter „**O K 745**“ an die
Geschäftsstelle d. Sächsischen
Volkszeitung. 1254

Dresdner Theater

Opernhaus

Freitag
Fouraout, Josephslegende (7)
(Außer Anrecht)
(Volksbühne 1806—1900)

Sonnabend
Aventour des Casanova (1/2, 8)
(Außer Anrecht)
(Volksbühne 1906—1985)

Schauspielhaus

Freitag
Kater Lampe (1/2, 8—10)
(Anrechtsthe A)

Sonnabend
Iphigenie auf Tauris (1/2, 7)
(Anrechtsthe A)
(Volksbühne 8021—8050)

Menadier

Schauspielhaus
Freitag
Klarißas halbes Herz (1/2, 8)
S. u. S. (Sr. 1, 1041—1700)
S. u. S. (Sr. 2, 141—170)

Sonnabend
Sappho (1/2, 8—1/2, 11)
S. u. S. (Sr. 1, 1701—2200)
S. u. S. (Sr. 2, 171—220)

Neues Theater

in der Kaufmannshof
Freitag
Das glühende Einmaleins (1/2, 8)
(Volksbühne 1481—1000)

Sonnabend
Das glühende Einmaleins (1/2, 8)
(Volksbühne 1001—1700)

Residenz-Theater

Freitag
Der Vetter aus Dingsda (1/2, 8)
Sonnabend
Marietta (1/2, 8—1/2, 11)

Central-Theater

Alltäglich 1/2, 8 Uhr
**Das große internationale
Varieté-Programm**

Königshof-Theater

Heute und folgende Tage
Die von der Liebe leben (1/2, 8)
(Kleine Preise)

ALHAMBRA

Lichtspiele Dresden Wettinerstr. 12

Uraufführung

Freitag den 26. September 1924

Wenn Du noch eine Mutter hast

Die Tragödie auf der kalifornischen Eisenbahnstation

mit Georgia Woodthorpe.

8 Akte!

8 Akte!

Bühnenschau

Lood Teims und Partner

Elegante Damengymnastik am getragenen Reck

Anfang täglich 4, 6 1/4, 8 1/2 Uhr.

Zum 75. Male als Jubiläumsausgabe erscheint in den nächsten Wochen der St. Benno-Kalender 1925

Aus dem reichen Inhalte des Jubiläums-Jahrganges sei er-
wähnt die bis auf den heutigen Tag sorgfältig ergänzte und
vervollständigte Statistik über das kirchliche und Vereins-
wesen in Sachsen, der aus gewählten Originalarbeiten
berufener Schriftsteller bestehende umfangreiche
Lesehoff, und der auf besonderen Tafeln dem
Inhalt beigegebene bildnerische Schmuck.

Der **St. Benno-Kalender 1925**
dem ein Begleitwort unseres hoch-
würdigsten Herrn Bischofs Dr. theol.
et phil. Christian Schreiber beigelegt ist,
darf in keinem katholischen Hause,
in keiner katholischen Familie fehlen.
Der in Anbetracht des Inhalts billige
Preis von 1,50 Mark ist für
jedermann erschwinglich, und bitten wir
Bestellungen jetzt schon aufzugeben bei dem

Verlag des **St. Benno-Kalenders**

Dresden - Altstadt 16 holbeinstraße 46
fernsprech-Nummer 32722 Postfachkonto Dresden Nummer 14797